



Hans Meier: Das Appenzellerhaus

Verlagshaus Schwellbrunn

BIBLIOTHEK

A-E / Nr. 503

Das Land Appenzell

Hans Meier:

Das Appenzellerhaus

Vergangenheit–Gegenwart–Zukunft

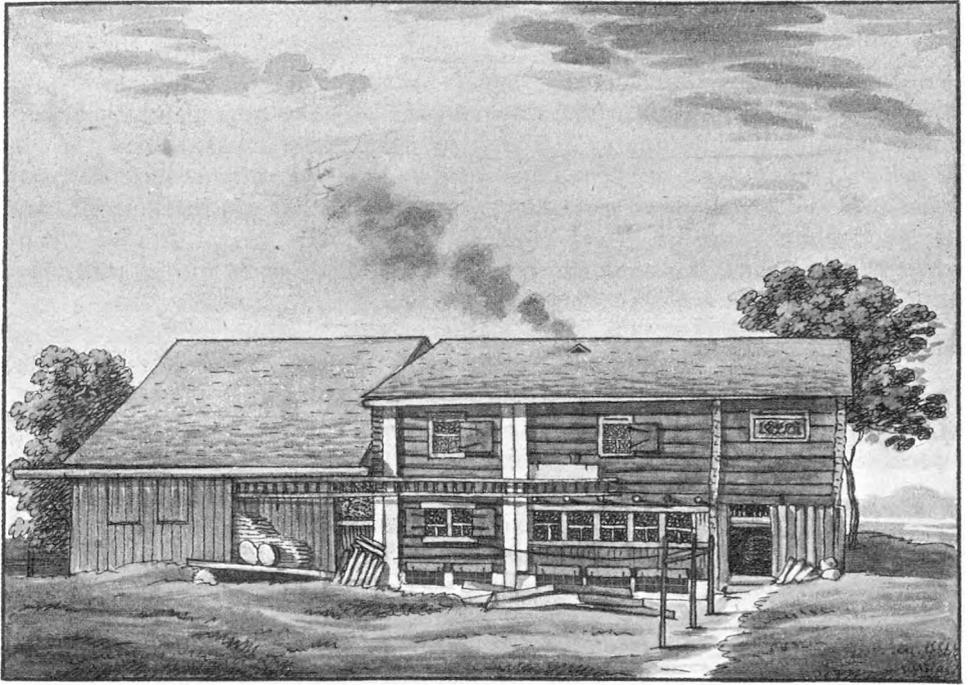
Verlag Appenzeller Hefte 9100 Herisau

Alle Rechte vorbehalten — 2. Auflage 1979

© Copyright 1969 by Verlag Appenzeller Hefte, CH-9100 Herisau

Printed in Switzerland —

Buchdruck-Offset Schläpfer & Co. AG, Herisau



Heidenhaus 1819 Aquarell von J. U. Fitzi, Bühler, 1798—1855
Original in der Kantonsbibliothek von Appenzell A. Rh. in Trogen

Einführung

Vor etwa 50 Jahren hat Salomon Schlatter seine überaus wertvolle Arbeit «Das Appenzellerhaus und seine Schönheiten» im Verlag des App. A. Rh. Heimatschutzes erscheinen lassen. Sie ist noch heute erhältlich und öffnet dem Leser und Betrachter in liebenswürdiger und sachverständiger Weise die Augen für all das, was am Appenzellerhaus an Eigenart und Schönheit zu bewundern ist. — Was soll da, mag man sich fragen, eine neue Darstellung, da das Appenzellerhaus ja dasselbe geblieben ist und auch ein empfindsamer Betrachter daran kaum neue Schönheit und besondere Artung entdecken kann? Nun, nicht neue Entwicklungen am Appenzellerhaus führen zur heutigen Darstellung — viel eher ist es das Ausbleiben neuer, entscheidender Entwicklungen.

Im Wandel unseres Lebensstils, unserer Sitten und Bräuche, unserer Erwerbsweisen steht das Appenzellerhaus in seiner altvertrauten Form. Daneben aber gewinnen neue Haustypen und Siedlungsformen immer mehr an Gewicht und Bedeutung. Diese Tatsache zwingt uns zur grundsätzlichen Ueberprüfung der Lage, in der wir mit unserer überlieferten Bauweise stehen. Es gilt darüber Klarheit zu gewinnen, ob und wie die tradierten Hausformen erhalten, oder besser — weiterentwickelt werden können. Es gilt die Tatsachen zu ergründen, die einer Erhaltung entgegenstehen, und die Voraussetzungen zu finden, die eine Weiterentwicklung ermöglichen könnten. Kurz, es geht um die Frage, ob die Bautradition, die während sicher 450 Jahren aus appenzellischem Boden genährt, immer neue, örtlich geprägte Formen der Wohnstätten hervorbrachte, weitergeführt oder abgebrochen werden soll. Ich betone — soll! Die Veränderungen in unserer Zeit sind nicht mehr solche, die langsam und ruhig ihrem eigenen, inneren Gesetz folgend, heranreifen; es sind solche, die geplant und bewusst gestaltet werden müssen. Wollten wir auf das langsame Weiterwachsen warten, so könnten wir leicht unangenehm überrascht werden. Demnach geht es hier nicht um die Tränen der Frommen, die einer vergangenen, schönen Zeit, «der guten alten Zeit», nachgeweint werden. In einem Rückblick soll das Werden und Wachsen des Appenzellerhauses bis gegen 1820 dargestellt werden, seine Abhängigkeit von Boden und Klima, von Wirtschaft und politischer Lebensform. Die Veränderungen der letzten 150 Jahre führen dann zu

einer eingehenden Betrachtung der heutigen Zustände, in denen jede zukünftige Entwicklung wurzeln muss. — Nicht dass wir glauben, aus der geschichtlichen Betrachtung ergebe sich zwangsläufig ein klarer Blick in die künftige Welt. Dass am Vergangenen das Verständnis für Kommendes geweckt werde, ist das Ziel dieser Darstellung. Die Kenntnis der Geschichte lehrt uns ja nicht, wie es in Zukunft besser zu machen sei; sie kann aber die entscheidenden Leute so formen, dass sie aus der verwirrenden Vielfalt der Gegenwart mögliche Wege kommender Entwicklung eher zu erkennen, zu bereiten und zu beschreiten vermögen.

Am Schluss der Arbeit ist eine Zusammenstellung appenzellischer Mundartausdrücke zu finden, die aus dem Gebiet von Haus und Hausbau stammen. Sie soll, zusammen mit den Zeichnungs- und Fotohinweisen, ausführliche Worterklärungen und Sachdarstellungen im Texte ersetzen.

Besiedelung

Durchfurcht liegt das Hügelland am Fusse des Alpsteins. Töbel und Gräben trennen die einzelnen Wohnplätze, trennen die Weiler und Dörfer. Erstaunlich ist die Kraft des politischen Willens, der diese Zerstreung und Vereinzelung zu einem Ganzen fügte und während Jahrhunderten zusammenhielt. Erstaunlich auch die Tatsache, dass hier in diesem engen, wenig übersichtlichen Raum ein Haustyp eigenständiger Art heranwuchs und sich bis heute erhalten konnte.

Im 8. Jahrhundert ungefähr setzten sich die ersten Ansiedler im Bergland fest. Alemannen waren es, die aus dem Gebiet des oberen Thurgaus in das Neuland vordrangen. Niemand machte es ihnen streitig, da zu der Zeit niemand in diesem unwirtlichen Urwaldgebiet hauste. Die Namen dieser Siedler sind uns in Urkunden des Klosters St. Gallen überliefert und auch in Weilernamen des Glatt- und Wissenbachtals. Es sind aber nicht mehr die Alemannen der ersten Landnahme, die um 500 herum den Rhein überschritten haben; nicht mehr sippenweise wird das hügelige Neuland erschlossen. Einzelsiedler lösen sich aus dem angestammten Sippenverband, der ihnen nicht mehr genügend Siedlungsraum bietet, und dringen in die Randgebiete der Wildnis vor. Dabei sind es wohl eher die unternehmungslustigen, tatkräftigen oder auch die weniger angepassten Teile der Sippe, die aus-

ziehen. Bauern, Selbstversorger sind es, die sich da und dort festsetzen: im Baldenwil, im Dietelswil, im Weggenwil. Gross ist die Nutzungsfläche, die jeder benötigt, um bei dem extensiven Feldbau und der mageren Waldweide bestehen zu können. So ist die Streusiedelung in dieser Tatsache zu verstehen, aber auch darin, dass die reichlich vorhandenen Quellen kein Zusammenrücken zu den Brunnen erzwingen.

Um die Mitte des 11. Jahrhunderts wird uns die Besiedelung des Talkessels von Appenzell bezeugt. Klosterhof und Kirche in «abbacella» lassen erkennen, dass hier kolonisatorischer Wille kirchlicher und grundherrlicher Art am Werke war. Erstaunlich ist dabei, dass die Gebiete am Wege von St. Gallen nach Appenzell offensichtlich erst später erschlossen wurden. Es müssen für diese Bevorzugung Gründe bestanden haben: die Gunst der Lage im weiten Talkessel der Sitter; die Nähe des Alpegebietes, das ohne mühselige Rodungsarbeit Weideland bot; Gehöfte freier Ansiedler auf klösterlichem Grundeigentum, die besser zu betreuen der geistliche Herr, und die eindeutiger zu beherrschen der Grundherr wohl Ursache hatten. Erinnern wir uns, dass schon zu Gallus Zeit ein Weg durch das Bergland über den Alpstein ins Rheintal benützt wurde und dass das Land vordem wohl kaum besiedelt, nicht aber unbekannt war.

Von diesem Verbindungsweg aus und von Appenzell her müssen wir uns die Besiedelung des Rotbachtals vorstellen. Der Ausbau bedeutete für die Abtei Festigung der Grundherrschaft und Abrundung des herrschaftlichen Territoriums. Im 13. Jahrhundert erscheinen in den klösterlichen Urkunden die Sondergüter und die «sonderlüt», die in diesem Raum klösterliche Lehen innehaben. Es sind Rodungsbauern, die in einem besonderen, günstigeren Verhältnis zum Grundherrn stehen. Ihre bescheidenen Abgaben gehen direkt an das äbtische Hofamt in St. Gallen, nicht wie üblich an den Ammann; rechtlich sind es aber doch Gotteshausleute. Für unsere Darstellung wären das recht abwegige Erörterungen, wenn nicht eben in diesem Gebiet der ehemaligen «Sonderleute» die überwiegend Zahl der noch heute stehenden «Heidenhäuser» läge — des Appenzellerhauses mit Trauffront. Doch davon in anderem Zusammenhange mehr!

Das mittlere Goldachtal wurde, so melden die Urkunden, annähernd zur gleichen Zeit von St. Gallen und vom Bodensee her besiedelt; doch ist auch hier wie andernorts, eine Erschliessung über eine längere Ausbauphase anzunehmen.

Das heutige Vorderland schliesslich tritt als letztes Gebiet aus der Dämmerung des Urwaldes ins Licht siedlerischer Bemühung. Hier sind es Leute aus dem Rheintal, die über die bewaldeten Hänge langsam ins Bergland eindringen. Auf den Höhenzügen am rechten Ufer der Goldach und im Raume von Oberegg stossen sie auf die Reutbauern des Goldachtals. Orts- und Flurnamen lassen das 13.–14. Jahrhundert als Erschliessungsperiode erscheinen. Aber noch lange, d. h. bis zur Gründung eigener Kirchhöfen, gehören diese Gebiete zu ihren angestammten Kirchen am Fusse des Berglandes: Grub bis 1474 zu Rorschach, Walzenhausen bis 1638 zu St. Margrethen, Heiden und Wolfhalden bis 1652 zu Thal, Reute bis 1687 zu Berneck und Wald bis 1686 mit Teilen zu Marbach. Politisch allerdings liegt die Grenze schon seit 1429 an den Letzinen, die die aufsteigenden Wege ins Bergland decken. Die Rhode Trogen umfasste bis zur Kirchengründung das ganze Vorderland. — Die Einheit von politischer und kirchlicher Organisation, die unserem Lande eigen ist, ist nicht auf einmal geschaffen worden; sie hat sich über verschiedene Zwischenstufen langsam entwickelt.

Erste Wohnstätten

Entsprechen diesen zeitlich recht deutlich, örtlich zu mindest in der Richtung ihrer Herkunft klar unterscheidbaren Siedelungswellen, die gegen das Bergland anschlugen, nun auch Unterschiede im Haustypus? Wenn ja: Sind diese Unterschiede noch heute erkennbar und darzustellen? Wenn nein: Beruht das Fehlen von Unterschieden auf der Gleichartigkeit der Herkunftsgebiete und anschliessend einer gleichlaufenden Entwicklung in den schon besiedelten Gebieten des Berglandes? Ist demnach die eigenständige Entwicklung des typischen Appenzellerhauses erst nach dem Abschluss der Besiedelung anzunehmen?

Als sehr wahrscheinlich dürfen wir doch wohl voraussetzen, dass die Neusiedler jeweils den Typus ihrer Wohnstatt aus dem Herkunftsgebiet mitbrachten. Leider liegen weder gegenständliche noch aussagekräftige urkundliche Angaben über diese ersten Wohnstätten vor. Eine Ausnahme macht eine Notiz bei Notker von zirka 900, der von einer Hochstud, d. h. von einer den Firstbalken stützenden senkrechtstehenden Strebe im Wohnraum spricht. Als günstige Voraussetzung

unserer Betrachtungen mag uns immerhin die Tatsache zufallen, dass wir es in unserem Bergland über weite Zeiträume mit einer einheitlich auf Selbstversorgung ausgerichteten bäuerlichen Bevölkerung zu tun haben — mit Menschen also, die bis in die Gegenwart hinein konservativ und traditionsgebunden nur unter dem Druck der äusseren Verhältnisse Gewohnheiten und Lebensweisen ändern. Diese Aenderungen lassen sich im Rahmen der letzten 400 bis 500 Jahre recht deutlich erkennen, und ihre Darstellung wird uns anschliessend beschäftigen. — Wie sah es aber vor 1450 aus? Da sind wir weitgehend auf Analogieschlüsse und Vermutungen mehr oder weniger grosser Wahrscheinlichkeit angewiesen. Einräumige Holzbauten, zu Beginn vielleicht auch Grubenhütten, sind als gewiss anzunehmen. Der alemannische Rechtssatz, «dass ein neugeborenes Kind dann als erbfähig gelte, wenn es, die Augen aufschlagend, die vier Wände und den First erblicke», dürfte auch innerhalb der vier Wände im Bergland gegolten haben. Es ist sicher nicht abwegig, wenn wir in der Alphütte überlieferter Art einen gewiss sehr späten, im Wesen aber doch wenig veränderten Abkömmling dieser ersten Wohnstätten sehen.

Früheste Haustypen

Ohne jetzt schon auf die Darstellung der ersten zwei noch heute erkennbaren Haustypen einzugehen, müssen wir sie für die anschliessende Betrachtung kurz vorstellen: Da ist das eine, das Tätschhaus mit Giebelfront⁷, in grosser Zahl noch heute über das ganze Land hingestreut — dann das andere, das Tätschhaus mit Trauffront, das Heidenhaus⁵, mit seiner auffälligen Häufung im Raume von Gais. Im grossen Rahmen der schweizerischen Bauernhaus-Formen gehört das Heidenhaus eher in die Gruppe des Dreisässenhauses, wie es sich im Raume Bodensee-Genfersee in verschiedenen Ausprägungen entwickelt hat, während das Giebeltätschhaus eindeutig dem Landenhaus zugerechnet werden kann. Gemeinhin hat man bisher angenommen, dass das Heidenhaus, wohl seines Namens wegen, der urtümlichere Typ sei. Er müsste demnach vor allem im Hinterland westlich der Glatt und im Wissenbachtal besonders verbreitet sein; in diese Gegend weist ja die Namenforschung mit überzeugenden Gründen die ersten Siedler unseres Landes.

⁷ Diese Ziffern beziehen sich auf die Abbildungen im Bildteil.

Dem ist aber nicht so! In Gais, dann in bescheidener Anzahl in Hundwil, Urnäsch, Stein und Teufen, sowie vereinzelt im übrigen Hinter- und Mittelland stehen heute die entwickelteren Nachkommen dieser Grundform. Aus den im vorgehenden Abschnitt erwähnten Gründen dürfen wir sicher auch mit einer starken Verbundenheit des Haustyps mit dem einmal eingenommenen Standort rechnen, so dass die heutigen Heidenhäuser mit grosser Wahrscheinlichkeit auf den gleichen Typus am gleichen Standort auch in früheren Zeiten schliessen lässt. — Nun ist aber das Hochtal von Gais und das Rotbachtal, wie schon erwähnt, das Siedlungsgebiet, dessen Erschliessung im 12. Jahrhundert, nach dem Kessel von Appenzell, zielbewusst und planmässig in Angriff genommen wurde. Es ist das Gebiet der Sonderleute, denen wir schon einmal als den äbtischen Gerichten direkt unterstellten Neusiedlern begegnet sind; Siedler unbekannter Herkunft, die durch den Abt zum Ausbau seines Territoriums herbeigezogen wurden. «Heiden» waren das nun sicher nicht mehr, die da, versehen mit äbtischen Privilegien, den Urwald reuteten, schwendeten und rodeten; Fremde aber waren es wahrscheinlich, die möglicherweise diesen neuen Haustypus mit sich brachten und sich damit in Gegensatz zum Herkommen stellten. Eine Verunglimpfung des Fremden läge demnach im Name «Heidenhaus» und «Heide», die uns auch in aufgeklärterem Zeitalter noch durchaus nachempfindbar scheint. Es hätte sich also einzig der Name «Heidenhaus» erhalten, während seine Bewohner längst Teile des Appenzellervolkes geworden sind. — Ob diese Annahme auf die Kenntnis über die Herkunft der Sonderleute, die bis heute noch nicht abgeklärt ist, ein helleres Licht werfen kann, müsste eine genaue Darstellung der bekannten, geschichtlichen Tatsachen allerdings erst erweisen. — Es wäre das Giebeltätschhaus, das Landenhaus — oder wie es auch heisst, das Alpenhaus — demnach doch der ursprünglichere Typ des Appenzellerhauses, den ersten Siedlern im Hinterland eigen, von ihnen in seiner primitiven Ausprägung ins Land gebracht aus dem Raume des oberen Thurgau.

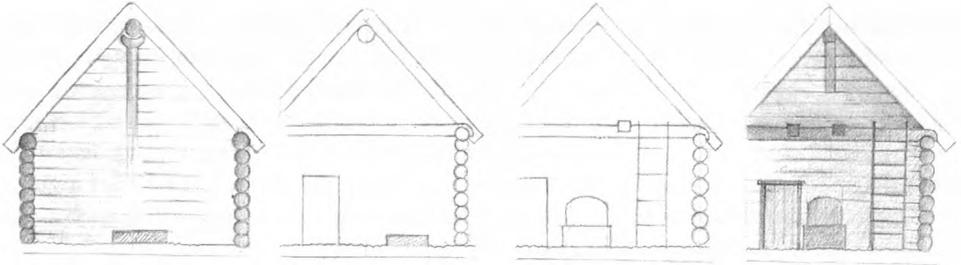
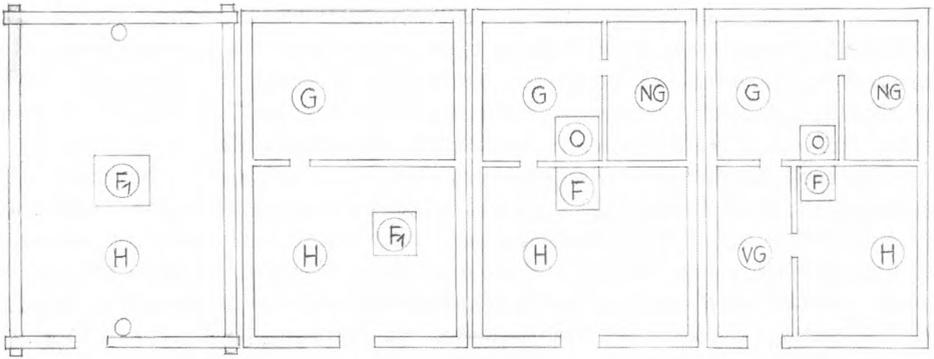
Ein weiterer Tatbestand muss, bevor wir auf die beiden Typen eingehen, noch erörtert werden. Betrachten wir die beiden ursprünglichen Hausformen, so fehlt ihnen heute — hier wie dort — erkennbarer und bestimmter Raum zur Unterbringung von Ackerfrüchten und Ackergeräten. Wie ist das mit dem durch die Namenforschung auch im Bergland so eindrücklich belegten Acker- und Feld-

fruchtbau zusammenzubringen? Von der alemannischen Siedelung wissen wir, dass verschiedene kleinere Gebäude mit gesonderter Zweckbestimmung sich zum ganzen Gehöft formten: Weberhäuser, Vorrathshäuser, Ställe. So dürfen wir gewiss das gleiche, sicher in verkleinertem Massstab auch bei den Neusiedlern im Bergland voraussetzen. Noch heute ist diese Differenzierung auf der Alp gültig: Wohnhütte, Grossviehstall und Kleinviehstall zusammen erst ergeben die ganze Alp-siedelung. Mit dem Rückgang des Ackerbaus, der seine beherrschende Bedeutung mit dem Aufkommen der Weberei verlor, dürften dann auch die entsprechenden Gebäude überflüssig geworden sein. Aber noch 1596 wird in einer Urkunde, die appenzellisches Territorium betrifft, ausdrücklich von einem «spycher» geredet, wobei allerdings dahingestellt bleiben muss, was darunter in diesem Falle präzise zu verstehen ist.

Das Tätschhaus mit Giebelfront – das Landenhaus

Typisch für diesen Bau sind am Anfang der Entwicklung die gestrickten Wände, das flache Schwerdach und der eine Herdraum. Das Dach, das dem Bau den einen Namen gibt, besteht aus Schindeln. Es sind dies eigentliche, aus einem runden Klotz mit einer Axt abgespaltete Brettchen von gegen 60 cm Länge, die auf einem Gerüst von Rafen und Pfetten liegen. Landen, mit Steinen beschwert, drücken sie nieder und verhindern den Sturm, sie wegzutragen. Diese Latten oder «Landen» nun geben dieser Hausform den im ganzen Alpenvorland gebräuchlichen Namen «Landenhaus». Der Ausdruck «Lande» für Wagendeichsel, den wir in der Appenzellersprache bis über die Schwelle des Motoren-Zeitalters überliefert haben, ist hier unschwer in seiner Verwandtschaft zu erkennen. Dass das Dach nur eine geringe Neigung aufweisen darf, versteht sich; diese geringe Neigung mit ca. 140 Grad Giebelöffnung ist noch heute an vielen Tätschhäusern festzustellen. Die Skizzenreihe stellt eine mögliche Entwicklungsreihe des Hauses dar, die im einzelnen für unseren Raum nicht zu belegen, im ganzen aber doch als Vorstellung gültig sein dürfte.

Der ursprüngliche Blockbau ist aus ganzen oder halben Rundhölzern «uftrölt»; da und dort ist diese Bauweise in Berggegenden noch heute bei Heustadeln zu erkennen. Beim Tätschhaus nun tritt an Stelle des Rundholzes der mit der Axt be-



Entwicklung des Blockbaus (F₁) offene Feuerstelle (VG) Vorgang
 (H) Herdraum (F) Feuerstelle (O) Ofen (G) Gaden (NG) Nebengaden

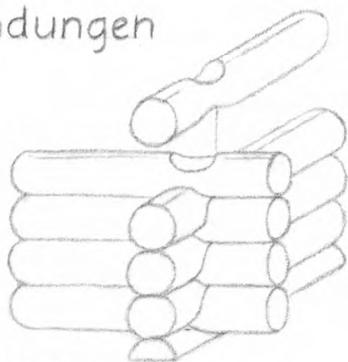
hauene Balken; durch geschicktes Ineinanderfügen der Balkenenden entsteht eine recht solide Balkenverbindung. Die volle Festigkeit aber erhält die Strickwand erst durch die Verzapfung; in Abständen von etwa einem Meter verbinden, von Balken zu Balken leicht versetzt, kräftige, hölzerne Dübel die beiden Balkenlagen. Der Block ist «gstrickt», oder wie es in den westlicheren Voralpen heisst, «gwettet». Um die ungleiche Stärke der Balken auszugleichen, läuft das Holz in der Längsrichtung abwechselnd entgegengesetzt. Die Berührungsfläche des überliegenden Balkens ist unten leicht markwärts gewölbt; dieser ritzenfeine Hohlraum ist mit Moos oder «Chuder» abgedichtet. Stehen die Balkenenden über die Wand hinaus, so haben wir den «Kopfstrick», sind sie bündig, heisst er «Zapfenstrick». Im Hausinnern treten an Stelle des Strickbalkens von 10–15 cm Stärke oft leichtere, ebenfalls mit der Axt geschlichtete Dielen von geringerer Dicke. Je nach der Verbindung sind sie «gkämmt», «gfalzt» oder auch einfach «griglet». — Die Abtrennung des Gadens vom Herdraum bringt nicht nur ebenerdig einen neuen Raum; unter dem Dach bleibt ein Platz, der mit einer Leiter zu erreichen ist, die «Ruesslaubi», wie die Berner sagen; sie ist der vorerst offene Schlafplatz von Gesinde und Kindern. Der Rauch steigt noch lange frei bis unter das Dach und verschwindet durch die Lücken zwischen den Schindeln. Verschiedenenorts sind auch bei uns noch Russspuren in solchen ehemals offenen «Rauchhäusern» zu sehen: durch und durch geschwärzte Firstbalken, Rafen und Pfetten oder auch ganze Dielenwände. Eine Sprachspur liegt im da und dort noch lebendigen «Ruesstili». Dass diese Diele später als eigentlicher Dachraum unter dem First anderen Zwecken diene, sagt uns die bildhafte Redensart «Wem s Glöck wohl will, dem chalberet de Holzschlegel i de Ruesstili». — Der Abschluss des Herdraumes nach oben — und vermutlich erst später gegen den Hauseingang — hat zur Voraussetzung einen Fang, der den Rauch in die Höhe führt. Die «Chemischooss», aus Ruten geflochten und beidseits mit Lehm verputzt, fängt — als sehr weiter Trichter über der Feuerstelle — den Rauch auf und entlässt ihn unter das Dach oder durch das «Gertechemi» gleicher Bauart über das Dach. Das obere Stockwerk wird, wie vordem die «Ruesstili» über eine Blockstiege erreicht. Noch heute finden wir in den einfachen Appenzellerhäusern kein Treppenhaus. Stiegen, Leitern fast, nur aus Wange und Tritt bestehend, führen von Vordiele zu Vordiele empor; die Bodenöffnungen werden in der Regel mit Fallen

geschlossen. Auf gleiche Weise erreicht man auch den Keller; im Stuben-, Nebenstuben-, Küchen- oder Gängeleinboden öffnet man eine Falle und ist mit wenigen Tritten im Keller. Da diese Fallenöffnungen oft recht eng sind, musste in späterer Zeit für die Verschiebung von Möbelstücken Platz geschafft werden. Am einen Ort sind die Dielen über dem Küchenraum nur lose eingelegt, so dass sie leicht entfernt und durch die Oeffnung Truhe oder Kasten senkrecht durchgeschoben werden kann; an anderen Orten kann zum gleichen Zweck die Fallenöffnung in der Länge erweitert und die Stiege entfernt werden. — Der Stall steht beim Giebeltätschhaus ursprünglich abseits; erst später wird er mit dem Haus zusammengebaut. Und zwar so, dass der Stallfirst in die Verlängerung, oder zumindest parallel zum Hausfirst zu liegen kommt: «S Hus zücht de Stall noi»³⁵, wie es so schön heisst. Es war dies baulich wohl die einfachste Lösung; ohne neue Baukenntnisse liessen sich die beiden Baukörper zusammenreihen. Trotz dieses Vorteils ist diese Art von Zusammenbau wenig gebräuchlich, da sie sehr von der Geländeform abhängt. Ausgeprägte Nord- oder Südhänge lassen diesen Bautyp am ehesten zur Wirkung kommen.

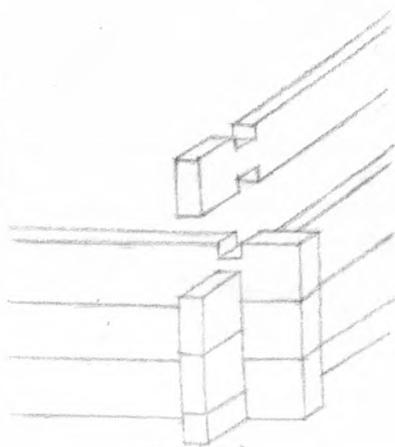
Das Tätschhaus mit Trauffront — das «Heidenhaus»

Hier hat eine Schilderung, die J. C. Zellweger (1819) zu einer Illustration von J. U. Fitzgi gab, als wohl ältestes, ausführliches Dokument zu unserem Thema seinen Platz ³⁺⁴: «Dieses uralte, in Nieder-teuffen gelegene Haus, das Badtenhaus genannt, ist samt dem Stadel 72 Schuh lang, etwa 30 Schuh breit und 20 Schuh hoch. Vom Eingang des Hauses kommt man in die Küche und von der kann man in die grosse und kleine Stube. Erstere ist 17½ Schuh lang und eben so breit und 6½ Schuh hoch. Die Stubentür hat Behenke und Falle und ist 5 Zoll dick. Die kleine Stube ist nur 9 Schuh lang und ebenso breit und 6½ Schuh hoch. Der Ofen darin ist sehr gross im Verhältnis der Grösse der Stube, er hat 15 Schuh im Umfang, ist nur 5½ Schuh weit von den Fenstern entfernt. Beide Stuben haben sonst nichts Auffallendes. Die Küche ist gross und hat das Auffallende, dass man frei bis unter das Dach hinauf sieht und kein Kamin vorhanden ist, sondern nur eine «Guggeere», durch die der Rauch hinausgeht. — Dann ist eine 9 Stufen lange Treppe, die Stufen sind dreieckige, plumpe, abgenutzte Hölzer und auf 3 gar nicht aneinander passende Dill

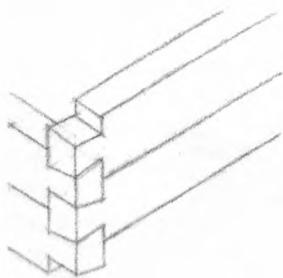
Holzverbindungen



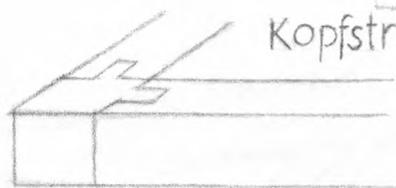
trölt



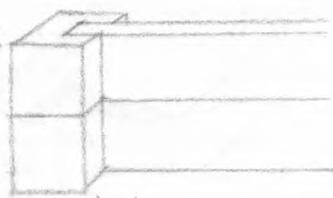
Kopfstrick



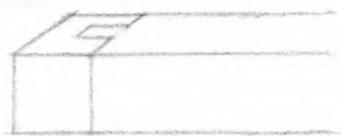
Zapfenstrick



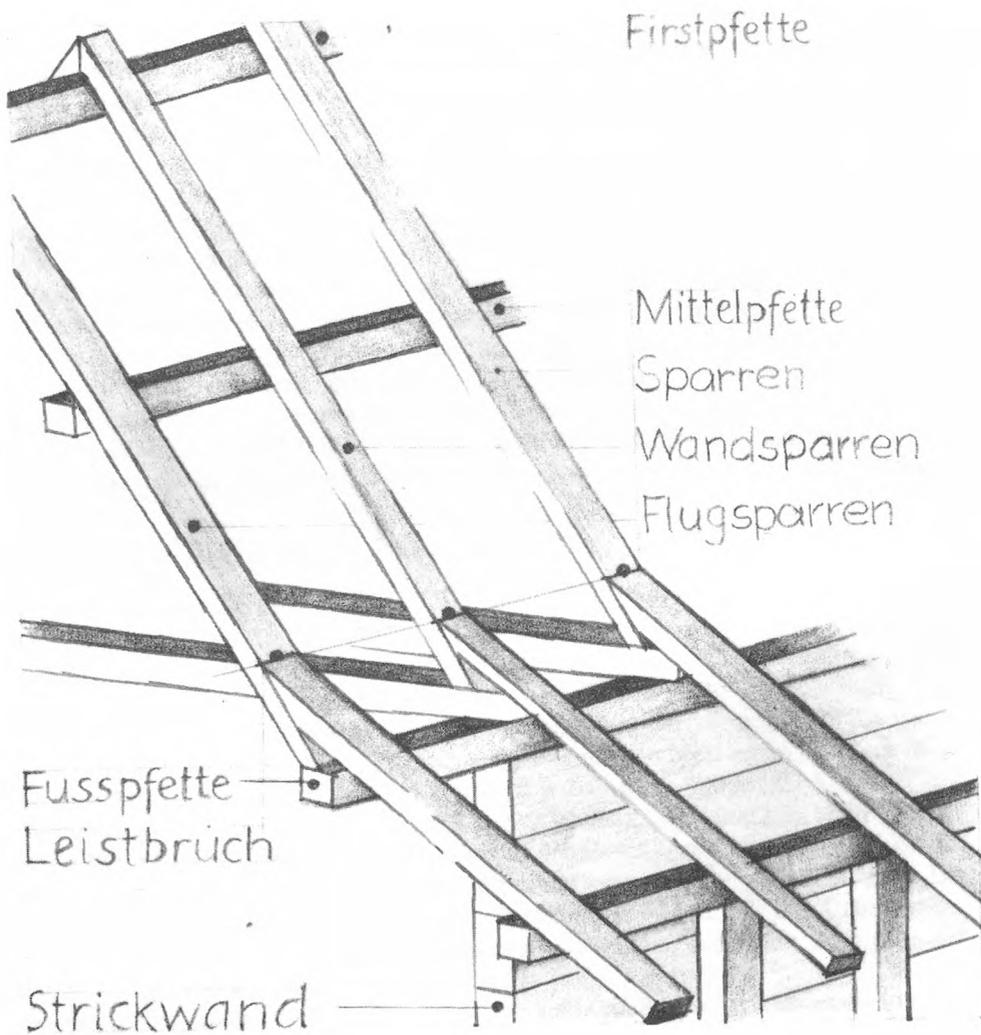
gkämmt



griglet



gfalzt



genagelt. Zuoberst der Treppe kehrt man um und kommt auf einem über den zur grossen Stube gehörigen Herd befindlichen, wankenden Steg in ein sehr kleines Zimmerchen; die «Selle» beim Eingang dieses Kämmerchens ist beinahe 2 Schuh hoch, und die 4 Zoll dicke Tür schliesst man mit einem grossen, plumpen Schieber. Von der Küche kommt man in den Stadel zu einer Tür hinaus, die nur 3 Schuh hoch ist. Aller Zimmer Länge ist wie die Breite bei einer Höhe von $6\frac{1}{2}$ Schuh, und etliche haben statt Fenster wohl nur einen Schuh hohe und breite, viereckige Löcher ohne Läden. Die Türen sind alle 4—5 Zoll dick und ausser den zwei Stübertüren mit von der Türe vorgehenden hölzernen Zäpfen statt Behenke und mit grob gearteten Schiebern statt Schössern versehen. Der Stubenboden ist so abgenutzt, dass zwischen jedem Dill die hölzernen Nägel theils zu sehen, theils herausgefallen sind. Von der grösseren Stube gelangt man durch eine Falle in den grösseren Keller.» Das Haus ist gegen Süd-West orientiert. — Die innere Einteilung des Hauses wird, wie beim Landenhaus, wesentlich durch die Lage der Küche bestimmt. Oft finden wir sie, durch die Länge des Baukörpers verursacht, seitlich in der ganzen Tiefe; in der Neuzeit etwa durch einen Vorgang abgetrennt in der Nordwest-Ecke des Hauses. Stuben und Kammern füllen den vorderen Teil des Hauses, Dielen und Stiegen liegen gegen hinten. — Eindrücklich ist der im Vergleich mit dem Giebeltätschhaus geducktere und verschlossenere Anblick, den es bietet. Mühsamer kommen die Fensterzeilen unter dem herabgezogenen Vordache zur Geltung, besonders dann, wenn noch Scheiterbeigen bis unter die Fenster den trockenen Vorplatz nützen!

Das Ertasten möglicher Verwandtschaft, möglichen Herkommens, führte ins Flachland. In Münchwilen hat kurz vor der Jahrhundertwende Hunziker noch ein Bauernhaus in Wort und Bild festgehalten, das in seinem Aussehen sehr stark an das appenzellische Heidenhaus erinnert: Holzbauweise, Trauffront, Tätschdach, in der gleichen Firstlinie verlaufender Stall. Es scheint, dass das Dreisässenhaus in der Ausprägung, wie es westlich der Thur entstanden ist, in irgendeiner Art auch mit dem Heidenhaus in Verbindung zu bringen ist. Diese Herkunft liesse sich auch mit der Annahme äbtischer Untertanen, die das Heidenhaus ins Bergland brachten, durchaus vereinbaren. Im Flachland sind die urtümlichen Formen verschwunden, während sie sich in abgelegeneren Berg- und Waldgegenden viel länger erhalten

haben. Auch im Tösstal findet sich nämlich eine lokaltypische Hausform, die verschiedene Elemente mit dem erwähnten Dreisässenhaus gemeinsam hat; es ist das Haus, das in seiner Reihung als «Flarz» bekannt ist.

Vom Baumaterial

Es ist hier, bevor wir der weiteren Entfaltung der einzelnen Haustypen folgen, der Platz, einiges zum Baumaterial und dessen Einfluss auf die Gestaltung des Baues zu sagen. Bei der Darstellung des Battenhauses von J. C. Zellweger fällt auf, dass kein anderes Material als das *Holz* erwähnt wird, mit der kleinen Ausnahme des Eisens bei den Bhenken und beim Schloss der Stubentüre. Es ist das Material, das seit eh und je in Fülle zur Verfügung gestanden hat und der Bearbeitung durch den Bauern, der auch in dieser Arbeit Selbstversorger war, geringen Widerstand entgegengesetzte. Wir können nur staunen, mit welcher einfachen Lösungen Türriegel, Türangeln, Schieb- und Zugläden, Bodenfallen und ähnliches zum Spielen gebracht wurden. Dieses Vorherrschen des Holzes muss noch sehr lange, selbst als das Eisen erschwinglicher wurde, angedauert haben. Umbauten an alten Bauernhäusern aus dem 17.–18. Jahrhundert fördern am Baukörper nur wenige, handgeschmiedete Nägel zu Tage; überall halten hölzerne Dübel Balken und Dielen zusammen, soweit nicht kunstvolle, überlieferte Holzverbindungen sie überhaupt überflüssig machen. Erstaunen mag, dass auch ganze Täferfronten mit hölzernen «Nägeln» auf dem Strick befestigt und in sich zusammengehalten wurden. — Neben dem Holz spielte der Stein bis heute eine durchaus untergeordnete Rolle. Bis ins 16. Jahrhundert galt das Haus in der Landschaft als Fahrhabe. Es war weder mit dem Unterbau noch mit Ofen und Kamin entscheidend mit seinem Standort verbunden. Noch 1592 verbietet eine äbtische Verordnung, die für die Gegend des Steineggwaldes zwischen Speicher und Teufen galt, Häuser, Städel oder Spycher ab der Hofstatt ohne des Abtes Einwilligung zu verkaufen. Eine verständliche Verfügung, wenn man weiss, dass diese Gebäude entsprechend verbrieften Rechten aus äbtischem Holz errichtet — verkauft — und dann wieder ersetzt worden waren! 1596 wurde in einem appenzellisch-äbtischen Vertrag festgehalten, dass beim Verkauf eines hölzernen Hauses den Bewohnern einer Gemeinde, zur Verhinderung von des-

sen Export, ein Vorkaufsrecht eingeräumt wurde. Feuerstelle, Herd und Ofen stehen noch lange auf dem festen Erdboden. Auch später, als die Weberei ihre Ansprüche an den überlieferten Bau stellte, blieb das noch so. Der Webkeller wurde oft nur unter Stube und Nebenstube ausgehoben, während die Küche, später auch Gang und angebaute Schöpfe, ohne Unterkellerung blieben; daher auch die Kellerfallen in den Wohnräumen!

Mit der Vergrösserung der Häuser – dem Aufbau des zweiten Stockwerks, der Eintiefung des Webkellers – beginnt der *Stein* seine bescheidene Rolle zu spielen. Um die grössere Last zu tragen, um den Webkeller vor dem Nachrutschen der Erdwände zu sichern, wird Mauerwerk notwendig. Noch heute finden wir solche Fundamente, auf denen die «Schwelle», der unterste Balken des Strickbaues, liegt; aus Bach- oder Bollensteinen sind sie aufgeführt und mit Lehm vermörtelt. Mit Erstaunen stellt auch der Fachmann fest, wie unglaublich solid diese sicher 200 bis 300 Jahre alten primitiven Fundamente ihre Aufgabe noch heute erfüllen; ihre Festigkeit dürfte wohl mit dem gestampften Erdboden und damit mit der Feuchtigkeit in diesen Webkellern zusammenhängen. –

Dass das *Eisen* sehr lange nur sparsame Verwendung findet, zeigt seine relative Seltenheit und Kostbarkeit. Noch im 15. Jahrhundert sind eiserne Gegenstände wie Häfen, Kessel, Pfannen, Sensen und Pflugscharen, Tür- und Fensterbeschläge, Schlösser und Nägel begehrte Kriegsbeute eidgenössischer Krieger, unter denen sich häufig auch appenzellischer Auszug fand. Der Name «Nageltach», der noch heute in Wald einer Hämet eigen ist, und der auch um 1581 in Rüte (AI) nachgewiesen ist, weist darauf hin, dass offenbar während einer längeren Uebergangszeit das genagelte Dach gegenüber dem Schwer- oder Steindach ausgezeichnet wurde. Wie bei den bäuerlichen Geräten dürfen wir aber ganz sicher bei den Bauten im offenen Land annehmen, dass sich die Zuwendung zum wohl leistungsfähigeren, dafür aber auch aufwendigeren Werkstoff Eisen über eine sehr lange Zeit erstreckte. Spätmittelalterliche Holzschnitte zeigen weitgehend ähnliche Formen hölzerner Werkzeuge, wie sie bis über die Schwelle unseres Jahrhunderts bei unseren Bauern noch gang und gäbe waren: Heugabeln und -rechen, Futterfass, Melkeimer, Tanse, Milchnapf, zur Seltenheit vielleicht auch noch etwa ein «Stossbuder», Schmalzmodel, Rahmschuefe, Brotnapf, Holzschlängel – alles Gerätschaften, die aus-

schliesslich aus Holz bestanden. Es gilt hier eben zu bedenken, dass in unserem Zusammenhang fast alle Datierungen nur aus dem Vergleich und indirekt zu gewinnen sind; dabei bringt es die dem Herkommen verpflichtete Wesensart des Bauern mit sich, dass sich die Aufnahme einer Neuerung über eine beträchtliche Zeitspanne erstrecken konnte.

Als Vergleich aus der in diesem Bezuge doch schon wesentlich beweglicheren Neuzeit mag die Umstellung von der Erdöllampe auf die Elektrizität herangezogen werden, die gern und gut ihre 70 Jahre benötigte; auch die Annehmlichkeit des fliessenden Wassers im Hause bedurfte einer Umstelldauer von einem halben Jahrhundert. Diese beiden Beispiele zeigen im weiteren aber auch, dass neben dem Bedürfnis die wirtschaftliche Tragbarkeit eine entscheidende Rolle spielt.

Dass dem *Glas* und seiner Verwendung als Baustoff für die Ausformung des Appenzellerhauses eine bestimmende Rolle zukommt, wird uns leicht klar. Die vertrauten Fensterzeilen, die das Wesen des Hauses in allen seinen späteren Ausprägungen bestimmen, sind ohne Glasabschluss einfach nicht denkbar. Glas aber wurde in der Eidgenossenschaft erst in der Mitte des 15. Jahrhunderts in grösseren Mengen hergestellt. So ist es denn höchst unwahrscheinlich, dass die Entwicklung vor dieser Zeit über die primitive Form hinauskam, wie wir sie bei Zellweger an einem Spätling noch 1819 dargestellt finden.

Spuren in den Bilderchroniken des 15. und 16. Jahrhunderts

Eine kurze Betrachtung soll uns noch zu einer weiteren Quelle möglicher Auskunft über Verwandtschaft und Wesen unseres Hauses führen. Es sind die Darstellungen in den Schweizerischen Bilderchroniken¹⁺², die uns über den Zeitraum von 1450 bis 1550 etwelchen Aufschluss geben. Da ist neben anderen der Luzerner Diebold Schilling, der uns eine ganze Reihe hölzerner Stadthäuser und auch solche in der Landschaft in schöner Anschaulichkeit vorstellt: Blockbauten mit Trauf- oder Giebelfronten, mit Schwer- oder Nageldächern, mit Fensterzeilen oder nahezu geschlossenen Frontwänden, mit Kopfstrick oder Riegel, mit offenen Lichtlöchern oder Butzenfenstern, ohne Läden oder – schon in Reihung – mit Klappläden, mit Klebdächern oder auch ohne, mit steinernen Fundamenten oder ohne. Die Reihung dieser Elemente zeigt uns, dass dem Appenzellerhaus in seiner lokaltypischen Form

ein Holzhaus vorausging, dem es in allen seinen Grundlagen verpflichtet ist. Sie sagt uns aber auch, dass die typische Ausformung kaum vor dem Ende des 15. Jahrhunderts begonnen haben kann.

Eigenständige Entwicklungen

Der Kreuzfirst

1452 wurde in St. Gallen die Leinwandschau eingerichtet. Zu dieser Zeit sind auch im Appenzellerland schon Ausstrahlungen des Leinwandgewerbes – Flachsbaum, Spinnerei und Weberei – über den häuslichen Bedarf hinaus nachzuweisen. Zellweger erwähnt zum Beispiel eine Hochzeitsgabe, die aus einer Jucharte mit Flachs bebautem Lande bestand. Drei Erscheinungen, die für unser Thema von Bedeutung sind, beginnen hier ihren Einfluss auszuüben: Der selbstversorgende Bauer wird zum Weberbauern; er wächst damit recht eigentlich in eine arbeitsteilige Wirtschaft hinein und verfügt dadurch über mehr Geldmittel. Das Land kann mehr Menschen als bisher ernähren; die Voraussetzungen für eine Bevölkerungsvermehrung zeichnen sich ab. Die zusätzlichen Mittel gestatten vermehrten Einsatz von Menschenkraft und Material beim Hausbau; Eisen und Glas werden erschwinglicher.

Hier nun beginnt die eigenständige Entwicklung des Appenzellerhauses, in der hergebrachte, alte Formen mit entlehnten und neu gestalteten Elementen zu immer reicherer Ausprägung sich vereinen.

Das alte, meist einstöckige Haus, wie wir sahen ein Teil der «Fahrhabe», dürfte weitgehend Ergebnis eigener baulicher Bemühungen des auch in dieser Beziehung auf sich selber gestellten Bauern gewesen sein. Das, was jetzt folgt, ist ohne den Zimmermann, den Träger immer reicherer Tradition, nicht mehr zu denken.

Dem Stall und dem Speicher, dem früheren Arbeitsplatz des Bauern, tritt nun der Webkeller ebenbürtig zur Seite. Nur nebenbei: Wie gross muss die Unruhe der Zeit, der Zwang wirtschaftlicher Not vielleicht auch, gewesen sein, die den Mann veranlassten, die ehemals weibliche Tätigkeit des Webens in seinen Arbeitsbereich herüberzunehmen, und der Frau den Spinnrocken und den Haspel zuzuweisen! –

Der neue Arbeitsraum konnte der überlieferten Wohnstatt, wie schon dargestellt, ohne Schwierigkeit eingefügt werden. Im Erdboden, unter Stube und Nebenstube versenkt, durch die Kellerfalle erreichbar, brachte er dem Bau einzig den Zwang zum solideren Fundament. Daneben war er Ursache dafür, dass sich der Klappladen des mittelalterlichen, hölzernen Stadthauses bis in die heutige Zeit hat hinüberretten können; doch davon in anderem Zusammenhang mehr. — Viel entscheidender hat sich die Tatsache des Zusammenrückens beider Arbeitsplätze unter ein Dach ausgewirkt. Für das Heidenhaus⁸ allerdings gaben sich auch daraus kaum schwerwiegende Probleme. Weder im Bau noch in der Einteilung machte das Zusammenschieben der beiden Gebäude in die gleiche Firstachse Schwierigkeiten. Für das Giebeltätschhaus⁷ nun, so haben wir schon erkannt, war der Zusammenbau von Haus und Stall in der Fluchtrichtung des Firstes wohl baulich eben so einfach zu lösen. Wegen der dabei entstehenden langen Wetterseite, der ungünstigen Besonnung, wie auch dem Zudecken der Rückfront des Hauses — dunkle Küche und Vordielen — wurde diese Form nicht sonderlich geschätzt. Im Kreuzfirst^{6, 9 + 11} nun hat der Zimmermann *die* Lösung gefunden: Haus und Stall sind hier so verbunden, dass beide mit Süd-Südost-Auslage ein Höchstmass an Licht und Sonne in der Front, und an der schmalen Wetterseite ein Mindestmass an Wind und Regen aufzufangen haben. Die leichte Abwendung gegen Süd-Ost schützt die Front vor «Henderloft» und Regen, so dass die Hausfront, sich selber und der Sonne überlassen, tief rotbraun bis schwarz gebrannt werden kann. — Innerhalb dieser im 16. Jahrhundert wohl langsam herangewachsenen Hausform ist die individuelle Gestaltung des einzelnen Gebäudes ungemein reich und mannigfaltig. Normalerweise, d. h. in mehr als der Hälfte der Fälle, steht der Stall an der Wetterseite; oft stösst der Stallfirst schön in die Mitte des Hausfirstes, manchmal ist er aber auch nach vorn oder hinten verschoben; oft liegt der Stall symmetrisch unter seiner Firstachse, oft überwiegt aber auch die eine der Dachflächen; oft liegt der First des Stalles so hoch wie der Hausfirst, öfter weniger hoch, selten gar höher. Alles wird dem Gelände, dem besonderen Bedürfnis angepasst, aber nur im Rahmen des vorgegebenen Materials und der grossen Form! Daher auch der geschlossene Eindruck, den das einzelne Gebäude, ganze Weiler und auch die Streusiedelung im ganzen noch heute auf den Beschauer machen. — Zwischen Haus und Stall ist beim Zusammen-

bau ein neues Element eingefügt worden — trennend und gleichzeitig verbindend — ein Raum halb Schopf halb Gang. Hier werden die Stallschuhe ausgezogen, Werkzeug wird aufgehängt, Scheitholz liegt im Trockenem, und oft steht auch eine Werkbank an der Wand; hinten schliesst der Abort, das Läubli, ab. Nicht selten wird hier über einige Treppenstufen ein erhöhter Vorplatz und damit auch die Höhe des Wohngeschosses und der Eingang dazu erreicht. Dort, wo oben die beiden Dächer zusammenstossen, sich gewissermassen durchdringen, trennt eine Bretterwand die beiden Bauteile; ein Durchgang gibt die Möglichkeit, über eine Diele, die über dem Gangschopf liegt, wo oft allerlei unnütze Gerätschaften verstauben, direkt auf die Heubrögi oder den Heustock zu gelangen.

Der Stall hat diese Verschiebung ohne wesentliche Aenderungen überstanden. Noch sind der Gross- und der Kleinviehstall in Zapfenstrick-Weise aufgeführt, während das ganze umfassende Gebäude als Riegelbau in der Front mit einem Leistenschirm, gegen West resp. Ost und Nord mit einem Schindelschirm abgeschlossen ist. Noch türmen sich hier auf beiden Seiten der Tenne über den Querställen die stallastigen Heustöcke, während über der vorderen und oft auch einer hinteren «Vorbrogg» die Streue auf der «Zenggele» Platz findet; noch lehnt die Heuleiter oben am «Brögi-Esel» und spaziert die Katze über das «Chatzeband». Unten in der vorderen Vorbrogg hängt das Milchgeschirr. Draussen plätschert es in der Brunnenhütte, während von Zeit zu Zeit das schlüpfende Geräusch des abziehenden Wassers von der «Sörpfe» oder dem «Strömpfel» her tönt.

Das Weberhaus¹⁰

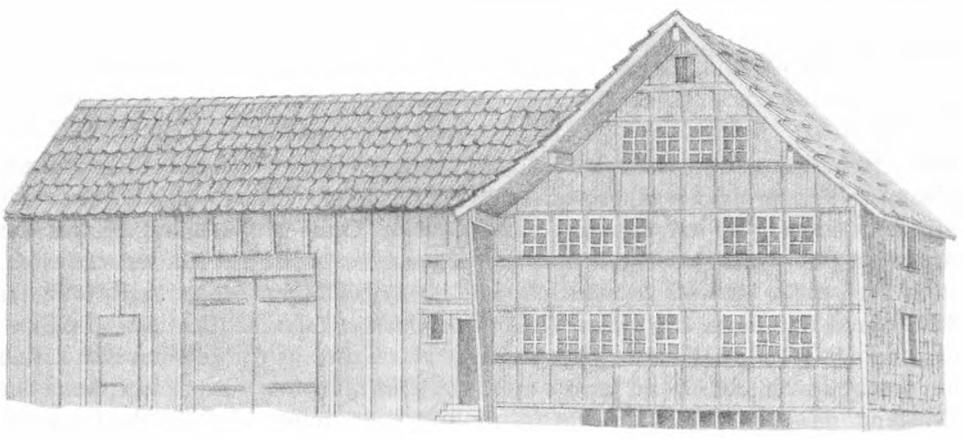
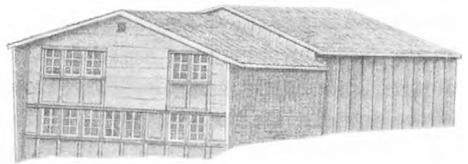
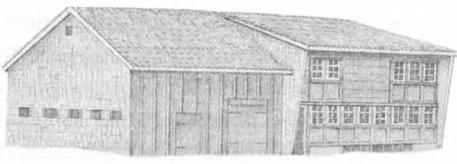
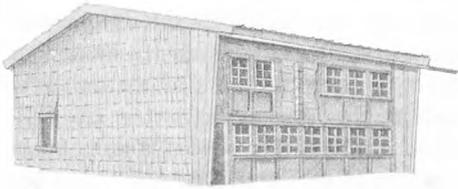
Im Zusammenhang mit der Ausbreitung der Weberei — 1537 wurde auch in Appenzell eine Leinwandschau eingerichtet, der allerdings kein langes Leben beschieden war — wächst die Bevölkerungszahl des Landes ganz beträchtlich. Zellweger gibt die folgenden Schätzungen:

Aeussere Rhoden	Anno	1553	1597	1734
	Einwohner	18 300	23 700	34 600

Auch wenn diese Zahlen nur groben Schätzungen auf Grund von Haushalt- und Wehrfähigen-Zählungen entstammen, so zeigen sie doch die starke Entwicklung. In

dieser Zeit wuchs natürlich auch der Bedarf an Wohnraum. Das Weberhaus, heute Weberhöckli, dürfte hier seine erste Form gefunden haben: ohne Stall, ohne nennenswerten Umschwung, im wesentlichen Wohnhaus von bescheidensten Ansprüchen mit seinem Webkeller. Bauherr ist der Weber; Geldgeber, so lässt uns das wohlausegebaute und sehr weit zurückreichende appenzellische Zedelwesen vermuten, ein anderer; Baumeister der gleiche Zimmermann, der aus der Ueberlieferung heraus das Bauernhaus baut.

So sind wir nicht überrascht, hier die gleichen Elemente wie dort zu finden — Strickbauweise für den Baukörper, Schindeln und Täfer als Verkleidung, Zierelemente ähnlicher Art und schliesslich auch das Schindeldach. Aber auch hier handelt es sich nicht einfach um einen Abklatsch! Das Weberhaus erhält an der Seite einen «Vorgang», eine Art ganz oder nahezu ebenerdiger Laube, die auf der ganzen Tiefe des Hauses sich hinzieht. Der Riegel ist meist mit einem Bretterschirm, früher dem einfacheren Stulpenschirm, später einem Leistenschirm, abgeschlossen; westwärts liegt darüber fast ausnahmslos noch ein Schindelüberzug. Gedeckter Zugang, Abstellplatz für allerlei Gerätschaften und Werkzeug, Werkplatz auch, findet diese Laube in der Tiefe ihren Abschluss im «Läubli». Unschwer erkennen wir in diesem Anbau den Schopf, wie er zwischen Bauernhaus und Stall unter dem Kreuzfirst eingefügt worden ist. Die Dachneigung dieser Erweiterung ist selten die gleiche wie beim Haus; fast immer ist sie geringer. Ein Aufschiebling verlängert die Rafe des Hauses und ruht aussen auf einer Riegelkonstruktion. Diese unterschiedliche Neigung ergibt den Leistbruch, der die grosse Dachfläche wohltuend aufteilt und zum Charakter jedes einzelnen Hauses beiträgt. Nahezu ein Drittel aller lokaltypischen Appenzellerhäuser weisen diese Erscheinung auf. Durch das Heben der äusseren Dachpfette wird der Raum über dem «Vorgang», wo oft Holz und Büscheli aufbewahrt sind, vergrössert. Diesen «Gangschopf» erreicht man bezeichnenderweise über eine bewegliche Leiter vom Vorgang aus. Wer würde dazu auch die Strickwand des Hauses durchbrechen! — Schauen wir noch kurz, wie sich das Weberhaus in das bestehende Bild der Streusiedelung einfügt. Von der neuen Aufgabe her gesehen ist jeder Standort, der den Bau eines Webkellers zulässt, gut genug. Quelle oder Brunnen allerdings sind unabdingbar, bequemer Zugang dagegen keine Notwendigkeit. Und nun beachten wir, wie diese Unabhängigkeit ge-



nützt wird. Da stehen sie einzeln, nur durch ein feines Filigran von Weglein verbunden; dort scharen sich zwei, drei um ein Bauernhaus, ein Fabrikantenhaus, eine Wirtschaft zu einem für unser Land so typischen Weiler; hier sind sie an einem Fahrweg in kurzer Zeile aufgereiht. Geländeform, Wettereinflüsse und menschliche Eigenwilligkeit formen weiter am Siedelungsbild, das überliefert ist! — Im Guldachtal wie auch im angrenzenden Vorderland sind die typischen Weberhäuser ganz wesentlich zahlreicher als im Sittertal und im Hinterland. Der Anteil am Bestand lokaltypischer Bauten beträgt hier eine auf sieben, gegenüber einer auf dreissig im Hinterland. Halten wir die Feststellung von J. C. Zellweger daneben, die besagt, dass um die Mitte des 16. Jahrhunderts in der Kirchhore von Trogen, die fast das ganze Vorderland umfasste, dann auch in Speicher und Teufen noch kaum Leinenweber tätig waren, so ist unsere Annahme, das Weberhaus sei in diesen Jahrzehnten erst entwickelt worden, auf schöne Weise bestätigt.

Bevor wir zur Darstellung der Weiterungen, die das Appenzellerhaus im 17. und 18. Jahrhundert erfahren hat, übergehen, seien hier einige Erscheinungen aufgezeigt, die den heutigen Vertretern dieser ersten, nun schön überblickbaren Entwicklungsreihe — Giebeltätschhaus, Heidenhaus, Bauernhaus mit Kreuzfirst und Weberhaus — in unterschiedlichem Masse eigen sind.

Bauliche Einzelheiten

Fenster

Wie sehr bestimmen sie doch das Aussehen unseres Hauses! Die langen, nur durch schmalste Fensterpfosten unterbrochenen Fensterzeilen (Fensterwagen) geben der Front tatsächlich ihr unverwechselbares Gesicht. Ohne Mühe lässt sich aus der Anordnung der verschiedenen Fenstergruppen auf das Innere des Hauses schliessen, steht doch meist eine geschlossene Einheit für einen Raum. Die geringe Höhe der Stuben und Kammern, die grosse Tiefe auch und die Tatsache, dass eine helle Bemalung der Wände erst sehr spät wirtschaftlich tragbar wurde, ist vom Rationalen her gesehen wohl der Grund für die auffällige Oeffnung der Vorderfront. Auch der Umstand, dass für die schon recht früh einsetzende industrielle Tätigkeit des Ap-

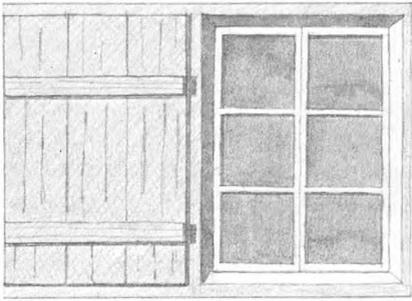
penzellerbauern ein heller Raum nötig wurde, mag dabei beteiligt sein; dies würde allerdings nur für Keller und Wohngeschoss gelten. In der Tat: Das sehr alte Bauernhaus unterhalb des Grueholz (Wald) — es hat schon einen Kreuzfirst und trägt die Jahreszahl 1584 — zeigt deutlich nur zwei kleinere Fensterzeilen neben Einzel Fenstern mit Schlagläden oder auch nur unverschlossenen Lichtöffnungen. Auch an einem Giebeltätschhaus im Ballmoos (Gais) ist ähnliches festzustellen. — Schauen wir einmal eines der alten Fenster an, wie sie noch heute anzutreffen sind. Schwache eiserne Beschläge tragen es in den Angeln, verstärken es in den Ecken, und bescheidene Riegel halten es zu; oft sind es gar nur zwei Ringlein in der Wand, eine Hülse am Fenster und ein nagelähnlicher Splint, die das ganze festhalten. Kein Kitt, keine Glaserecklein fixieren die Scheiben. Je ein geschickter Schlag auf die Holznägel in den Ecken des Rahmens genügen dem Glaser, um jenen zu öffnen. Ohne Mühe lassen sich dann die neuen Scheiben in die alten Nuten einfügen; flink ist am Schluss der Fensterrahmen wieder zusammengesetzt. — Wie ansprechend diese sechsteiligen Fenster mit Scheiben, die meist breiter als hoch sind, in ihren weissen Rahmen die ganze Front gliedern, erkennen wir im Vergleich mit den bei Renovationen leider oft an ihre Stelle tretenden Flügeln; toten Augen gleich starren einen dort die grossen Fensterlöcher an. Von innen her hebt sich das feine Gewebe der Fensterrahmen ungemein reizvoll vom hellen Himmel ab und gibt dem Wohnraum die Geborgenheit, die wir so nötig haben. Die kleinen Schiebefenster endlich, die «Läuferli», wie sie in der Appenzellersprache genannt werden, — wie rasch sind sie offen, wie schnell auch wieder zu! Breit im Fenster liegen kann man allerdings nicht. Mit wem wollte man auch Zwiesprache halten, wo der nächste Nachbar leicht zehn Minuten entfernt haust. Zur Seltenheit finden sich da und dort auch noch Butzenscheiben, am ehesten in der Firstkammer oder in einer Rückfront. Sie haben eben grösstenteils mit den Geistern, die in ihrem Namen wenigstens noch fortleben, dem Bedürfnis nach Licht und Sonne, nach Diesseitigkeit, weichen müssen. Dafür, dass sie aber noch im 17. Jahrhundert üblich waren, mag die folgende Anekdote stehen, die daneben auch zeigt, dass aus dieser häuslichen Geborgenheit eine ruhige Sicherheit der grossen Welt gegenüber wachsen konnte.

Landammann Konrad Zellweger, seines Berufs Glaser und Wirt, war in den Jahren 1613 bis 1642 im Amte und vertrat während dieser Jahre das Land des öfteren an der eidgenössischen Tagsatzung. «So kam er einst bey einer Mahlzeit, wo alle Gesandten der Schweiz und derselben zugewandten Orten zugegen waren neben einen gewissen Herrn von T. zu sitzen; demselben Herren mochte es wohl ein wenig unbeliebig gefallen seyn, einem solch schlichten Manne wie Zellweger war, an Rang nachzustehen. So wie sich eine Stille unter den Gästen ergab, nahm unser Herr von T. das Wort und sagte zu Zellweger: ‚Hochgeachteter Herr Landammann! Was lassen sie sich heut zu Tage für das Einsetzen einer Scheibe bezahlen?‘ Sogleich und mit Lächeln erwiderte Zellweger: ‚Wenn ich gerufen werde, sechs Batzen, aber dann‘ — seinem fragenden Herrn Nachbarn auf die Schulter klopfend — ‚gebe ich den Hornaff drein!‘»

Reizvoll wäre es, der Entwicklung des Fensters zu folgen: dem Uebergang vom offenen «liechtloch» zum «balke», zum Schiebladen und weiter zum Butzenfenster. Sie würde uns zeigen, wie der Schiebladen in seiner ursprünglichen Form das Vorbild für die nachfolgenden Fenstergebilde wurde, und wie unser «Läuferli» ein später, direkter Nachfahre davon ist. — Vorfenster erhielt das Appenzellerhaus erst spät und meist nur im untersten Stockwerk.

Läden

Ebenso formenreich sind die Läden. Sie treten in einer Vielfalt auf, die uns überrascht. Genauere Betrachtung lässt einen dann bald entdecken, dass diese Vielfalt daher rührt, dass alte, scheinbar überholte Formen sich bei uns noch für ganz bestimmte Aufgaben haben nützen lassen und so erhalten geblieben sind. Das Festhalten am Herkömmlichen, das Nutzen des wohlfeilen Materials spielten dabei selbstverständlich mit. Den *Klappläden* finden wir heute fast nur noch unten an der Fensterzeile des ehemaligen Webkellers. Warum er sich gerade hier erhielt? Es liegt wohl daran, dass er dort leicht zu bedienen ist und dass andere bewegliche Ladenformen wegen der Zeilenordnung der Fenster und des knappen verfügbaren Platzes darüber und darunter nur selten in Frage kamen. Im mittelalterlichen, hölzernen Stadthaus war er, allerdings in den oberen Stockwerken, oft anzutreffen. Der *Schlagladen*, der Allerweltsladen, der seitlich in zwei eisernen Hauchen läuft,



Schlagladen

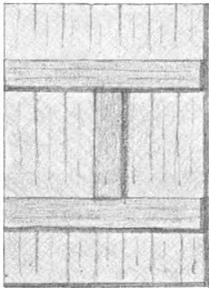


Zugladen

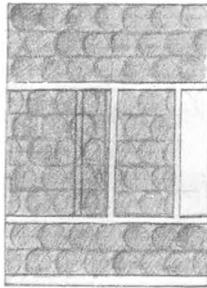


Klappladen

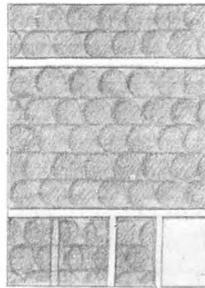
Fensterentwicklung



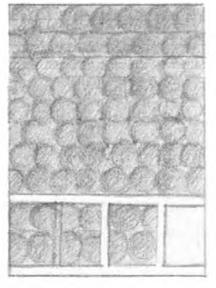
Schiebladen ▷



▷



▷



Schiebfenster



Andere Scheibenformen



schützt, eigentlich nicht immer zweckmässig und viel häufiger als schön, die Fenster an der West- und Nordseite. In die Front aber gehört er nicht. Dies, obwohl er sich in den ältesten Haustypen mit nur teilweise durchgebildeten Fensterzeilen da und dort noch findet. — Der *Zugladen* schliesslich in Verbindung mit dem Täfer, (im Vorderland allerdings auch in der Front mehrheitlich der Schindelschirm!) gehören doch recht eigentlich zum lokaltypischen Bau. Mit ihm wird der Platz über oder unter der Fensterzeile genutzt. In den «Ladenläufen», der hölzernen Führung, wird er an einem Riemen ganz oder auch nur zum Teil hochgezogen. Ein im Laden vernuteter Schieber oder ein festgeschraubter Dreher ermöglichen, ihn in verschiedenen Höhen seitlich im Fenstergericht zu fixieren. Senkt man den Laden von oben nach unten, so ist er bei geschlossenem Fenster in jeder beliebigen Höhe festzuklemmen. Zum Schutz der zusammengefügtten Ladentafeln vor der starken Sonneneinwirkung wird unter der ganzen Fensterzeile in genuteten Fassungen Füllung an Füllung, halb so gross oder gleich gross wie die Zugläden, zum gestemmten Täfer aneinandergereiht. Auf der waagrechten Struktur des «Stricks» wirkt dieser aufgedoppelte Täfer ungemein schmuck. Dies besonders dann, wenn der seitliche Uebergang auf den Strick durch ein Zierbrett mit immer wieder anderen, ausgesägten Mustern gebildet wird. Recht oft finden wir in der Folge die beiden unteren Stockwerke ganz getäfert, während oben die alte Form der liegenden Balken in schönem Gegensatz zur Wirkung kommt. Häufig liegt auch die ganze Front unter dem Täfer, bietet doch dieser aufgesetzte Schirm gleichzeitig vermehrten Schutz gegen Zugluft und Kälte. Das über die ganze Fensterzeile reichende, etwa mit einfacher Zahnleiste verzierte Dächlein, der «Chatzesteg», wie auch der durchlaufende Sims wirken bei der Gliederung der Front bestimmend mit.

Rückseite

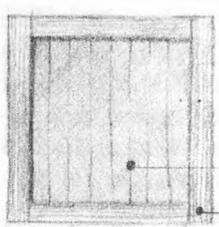
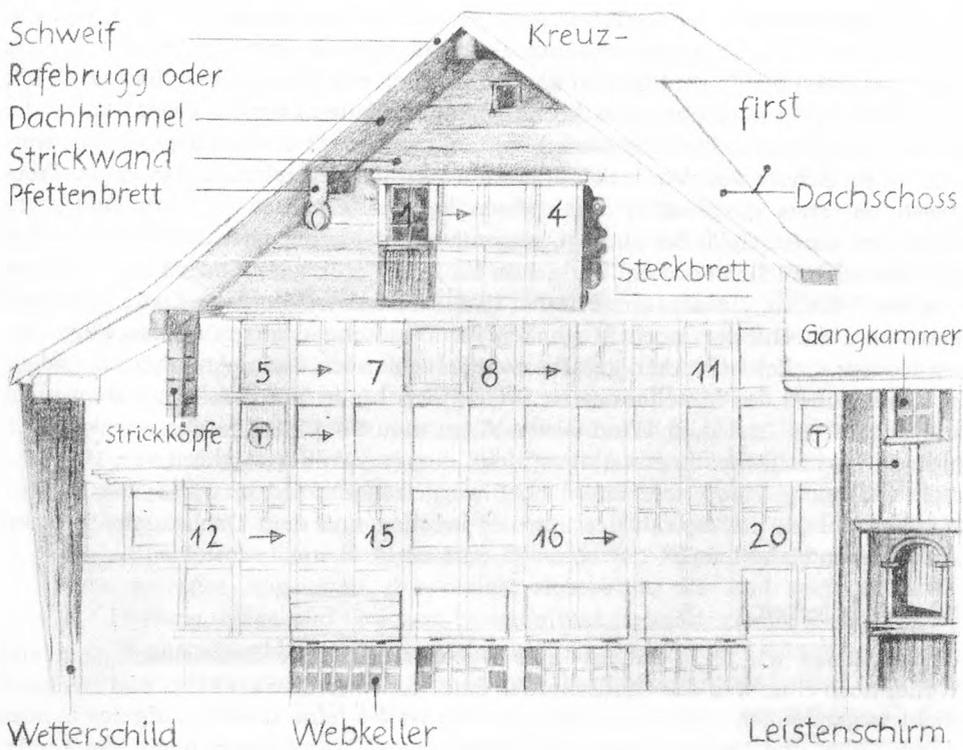
Gemeinhin ist die Rückseite¹³ einer Sache etwas, das im Schatten liegt, das keiner besonderen Erwähnung bedarf, kurz — einfach ist, weil die Vorderseite nicht ohne Rückseite sein kann. Anders hier! Es wechselt wohl die Farbe vom satten Rotbraun der Vorderfront zum verwitterten Grau der Rückfront, und an Stelle des Täfers tritt der Schindelschirm. Aber jede der beiden Schirmarten, und damit der beiden Fronten, hat ihre besondere Schönheit, ihr eigenes Gepräge. Sehen wir uns den Schin-

delschirm genauer an! Wie malerisch und reich wirken die vielen Grautöne und darin die reizvolle Zeichnung der Vielzahl von Schindeln, die, Ergebnis handwerklichen Tuns, auch in der Häufung nicht zur Dutzendware werden. Tausende dieser Brettchen decken West- und Rückseite, Dach oder auch Ostseite und lassen auch bei näherem Zusehen nicht den Anschein einer Masse aufkommen. Aber schon der Schritt zur mit der Maschine geschnittenen Schindel verändert das Bild; unmerklich nur, aber doch erkennbar wird die Oberfläche gleichmässiger und gleichartiger. Treten an Stelle der Rechteck- gar die Rundschildeln, so wächst der Eindruck uniformer Eintönigkeit zu bedrückender Tatsache, besonders dann, wenn der Schirm gestrichen ist. Dieser Eindruck wird durch den Wechsel im Material – Eternit oder gar in Schindelform gepresste Blechplatten – nur noch in der Stärke gesteigert, nicht aber grundsätzlich geändert. – In dieser geschlossenen Schindelfwand der Rückseite stehen nur die Fenster, durch die die hinten gelegenen Räume des Hauses ihr Licht erhalten: Küche, Gänglein, WC – meist allerdings ohne W – und Vordielen vom zweiten Stock bis unter das Dach. Es erstaunt, mit welcher Sicherheit diese Fenster im Rahmen der gebotenen Freiheit in die grossen Flächen gesetzt sind. Ueber jedem Fenster steht der Schirm vor, der als Abwurf Tropfwasser über Laden und Gesimse hinaus in die Tiefe fallen lässt. Meist liegt hinter dem Abwurf der Zugladen, der hier von oben, gleich einem Augenlid, über das Schiebefenster gesenkt werden kann. Ungemein anpassungsfähig schmiegt sich der Schindelschirm über diesen Abwurf und fügt ihn mit feinem Schwung der ganzen Front ein. Kommt der Zugladen von unten, so schützt ein kleines Dächlein Laden und Fenster. Seitlich sind es die «Ohrenklappen»¹², die die Oeffnung gegen Sturm und Regenschirmen – Ohrenklappen, die über die Front hinausragen und mit ihrem kunstvoll ausgesägten Rand der ganzen Front den Reiz handwerklicher Einmaligkeit vermitteln. Stehen zwei Fenster beisammen, so trägt auch der mittlere Fensterpfosten eine solche Klappe, nicht gleich, nein, in Form und Grösse wohl angepasst an die beiden Nachbarn, die es nicht zu trennen gilt. Ueber der Grundmauer schwingt der Schirm oft in feiner Linie nochmals leicht von der Front weg: Schutz für die Grundmauer und wohlgelungener Abschluss der grossen Wandfläche nach unten. Mannigfaltig sind die Verschiedenheiten in der grossen Gestaltung der Rückseite! Hier stehen die Strickköpfe einer Trennwand als kräftige Betonung aus

der Wand heraus; behutsam wird dieses Hindernis von Schindeln überwölbt und sorgsam unter dem schützenden Schirm verwahrt. Dort tritt die Abortanlage als Vorbau heraus und wird vom gleichen schimmernden Grau wieder in den Hauskörper zurückgenommen. Gelingt dies nicht ganz, so füllt ein Holunderbusch den einspringenden Winkel und lässt das Grau des Schirms mit seinem saftigen Grün, dem Weiss der Blütendolden oder dem glänzenden Schwarz der Beeren in schönem Farbklang wirken.

Dächer

Die langen Bretterschindeln des Schwerdaches sind verschwunden. Der stumpfe Winkel am Dachgiebel, beim Tätschhaus um 140 Grad, aber besteht noch heute. In Gais und Urnäsch finden wir noch bei der Hälfte der lokaltypischen Bauten einen Dachwinkel von mehr als 100 Grad. Erstaunlich oft noch sieht man auch die Nagel-Schindeldächer. Die Schmiegsamkeit dieses Dachüberzuges zeigt sich besonders dort, wo die Dachfläche unterbrochen wird: Wenn er etwa ein Licht- oder Luftloch, einen vorstehenden Balken in schönem Schwung überwölbt, oder wenn die Dachflächen des Längsstalles in die Rückwand des etwas höheren Giebelhauses hinüberschwingen, wenn es eine Dachschooss zu überbrücken gilt. Es bezeugen eben auch diese Schindeldächer noch die starke Gebundenheit unserer Landsleute an das Herkommen. Recht häufig sind aber auch reine Vernunftgründe Ursache zu solcher Zurückhaltung: Ein Dachstuhl, zum Tragen eines Schindeldaches bestimmt, kann nicht ohne weiteres die Last eines Ziegeldaches aufnehmen. So finden wir denn nicht selten aus diesem Grunde einen Wechsel vom Schindeldach direkt zum ebenso leichten Eternitdach. — Sehr oft ragt das Dach weit über die Front des Hauses hinaus. Vorplatz, Front und vielfach auch der Hauseingang geniessen diesen Schutz. Seitlich führen dann sehr häufig die West- oder auch die Ostwand, vielfach auch beide, vor bis an den Flugrafen und fallen von dort mit leichtem Anzug bis zur Grundmauer oder bis zum Boden: Wetterschild oder einfach «Schild» heisst dieses Wandstück. Auch hier erkennt der aufmerksame Beobachter wieder eine grosse Mannigfaltigkeit unterschiedlicher Lösungen: lang oder kurz, rasch sich verjüngend oder langsam, einseitig oder beidseitig vorstehend, eckig oder auch rund auslaufend. Durch den mit Kreuzfirst angebauten Stall ergeben sich weitere,



← Täfer ⊕
 — Füllung
 — Fries

- 1-4 Firstkammer
- 5-7 Nebenkammer
- 8-11 Kammer
- 12-15 Nebenstube
- 16-20 Stube

vielmal, unsymmetrische Ausführungen. Die Dachuntersicht, die «Rafebrogg», ist in der Regel mit einer Bretterschalung abgeschlossen, die parallel zu den Pfetten läuft, während der Schilt innen in der Senkrechten mit Brettern verschalt wird. Mit dem Dach ragen natürlich auch die waagrechten Pfetten über die Front hinaus, die gerne mit unterschiedlich gestalteten Pfetten- oder Kopfbrettchen abgeschirmt werden. — Im Schutz von Vordach und Schilt betritt man vielerorts das Haus. Treppeinstufen, etwa ausgeweitet durch einen kleinen, erhöhten Vorplatz und nicht selten von einem Geländer umhegt, zeigen auch hier einen erstaunlichen Reichtum an unterschiedlichen Formen. Wie schön las sich hier in geschützter Ecke zu Zeiten von den Völkern, die sich «weit hinten in der Türkei» schlügen! — Ganz vereinzelt kann man da und dort noch Ringhaken für Windschutzstangen an den Flugrafen entdecken; vielleicht stecken gar die zwei Stangen noch darin. Am ehesten sind sie auf den Höhen des Mittellandes zu finden. Das breite Vordach bietet eben nicht nur Schutz; es lässt dem Wind — vor allem dem Föhn — eine aussergewöhnlich grosse Angriffsfläche. So erstaunt es nicht, dass in den Sturmjahren von 1919 und 1924 zahlreiche Haus- und Stalldächer weggetragen wurden. Diese Windschutzstangen wollten die Gewalt des Sturmes brechen und dem Dach zugleich einen zusätzlichen Halt bieten.

Häge und Hecken

Ueberschauen wir diese Bauern- und Weberhäuser, diese Einzelsiedelungen und Weiler noch einmal in der Landschaft, so entdecken wir, dass die Häge und Hecken¹⁵ nicht wegzudenken sind. Ganz offensichtlich ist die feine Unterteilung des Landes durch Töbel und Gräben, durch Waldstreifen und Waldkuppen nicht fein genug, um den kleinen Erdenfleck, der dem Bauern gehört, bis ins letzte abzugrenzen. Gleich einem feinen Netz überzieht das Geflecht der Häge und Hecken das offene Land, hier in schönen Linien behutsam dem Gelände folgend, dort rücksichtslos dem Eigensinn einer Grenze oder eines Besitzers. Besonders eindrücklich lässt der Schnee dieses Filigranmuster territorialer und menschlicher Begrenzung erscheinen. Aus Waldsäumen und Tobelrändern ziehen Staudenhäge ins Wies- und Weidland, folgen Börtern und Wegen, verlieren sich irgendwo, oder überlassen die Fortsetzung dem Auge, das dem Lattenhag folgend zu einer Siedelung kommt.

Reizvoll ist der Reichtum an Hagformen, der sich dem aufmerksamen Auge bietet. Alte Bauweisen, die ohne fremdes Material sich ihrer Umgebung einfügen, wie die verschiedenen Arten von Gabel- oder Kreuzhag¹⁶, bezaubern durch das Spiel ihrer Form; leichtes Stangenholz, nur mit der Axt behauen, wird da in unterschiedlicher Weise zu dauerhaften Gebilden gefügt. Später helfen Nägel zu rascherer Arbeit; gesägte Latten überbrücken grössere Strecken. Der Lattenhag verdrängt den, vom Arbeitsaufwand her gesehen, anspruchsvollen Kreuzhag. Neues Material erspart Zeit. Draht wird billiger und ersetzt die Latte. Der Elektrohag tritt an Stelle des Hüterbuben, der nun in der Schule sitzt, um sich auf die neue Zeit vorzubereiten! Der Bub muss sich sputen, denn Zeit und Menschegeist eilen! — Pfähle aus Eisen und Beton sind dauerhafter als solche aus Holz, wenn sie auch nicht im nahen Töbeli aus dem eigenen Wald geholt werden können. Sie müssen wohl helfen, die kommenden, rationalisierten Bauernbetriebe unseres Landes zu umgrenzen; zu umhegen wäre kaum mehr der richtige Ausdruck. — Häge ohne Durchgänge sind unerträglich. Daher die vielen Arten von Durchlässen, Drehkreuzen, Stapfeten, von Riegeln, Gattern und Törchen, die einem oftmals den Durchgang erleichtern, oftmals erschweren. Man fügt sich im Wissen um die Eigenart der Erbauer und beherztigt: Die letscht Chue d Rigele zue! Diese vielen Häge sind aber nicht nur Erscheinungen der Augenwelt, der realen, sichtbaren; sie sind auch Ausdruck geistiger Haltung. Häge und Grenzen beengen und trennen, vereinsamen, verhindern oft Wachstum und natürliche Entfaltung; sie sind Ausdruck innerer Einstellung und formen sie zugleich. Häge bedeuten aber auch Halt und Abschluss, verhindern ein Zerfallen, ein Verlottern. Der so überblickbar gemachte Raum fördert die Pflege des Einzelnen, Kleinen — des Sauberen auch — und zwingt zur Ausnützung jeder, auch der geringsten Möglichkeit. Wer sähe bei diesen Gedanken nicht die Bewohner unseres Landes, dieser «Häämeten», vor sich mit ihren Eigenheiten und Besonderheiten! Sicherlich ist diese Artung nicht auf unser Land beschränkt; die äusseren Gegebenheiten aber haben sie im Appenzellerland da und dort zu ungeahnter Vollkommenheit gesteigert.

Eingehagt sind die Häämeten, eingehagt sind ihre Bewohner, und von besonderer Art ist auch ihr Witz. Es ist nicht der Humor, der weit und über die menschlichen Unzulänglichkeiten hinweg versöhnt; es ist der Pfeil, der aus der Enge und

aus der Deckung heraus trifft – oft glänzend trifft, aber verletzt. Es wird «giftet». Titus Tobler benötigt in seinem Sprachschatz nicht von ungefähr eine ganze Spalte zur Erörterung dieses Ausdrucks. An der eigenen, nicht erkannten Enge, wird der Widerpart gemessen: Sitzen da ein paar Landleute mit einem Fremden um den Wirtstisch und unterhalten sich über die Grösse ihrer Häämeten. Deren bescheidene Ausmasse lassen den Fremden staunen und ihn den Vergleich mit seiner eigenen Farm ziehen. «Ja, wenn ich mich am Morgen in meinen Wagen setze und den ganzen Tag über der Grenze entlangfahre, so muss ich mich beeilen, um am Abend zurück zu sein», berichtet er mit verständlichem Stolz. Erst betretenes Schweigen, dann eine trockene Stimme aus dem Hintergrund: «Jo, heio, ase en nützighe Chare ha n i au scho gha.»

Einzel-siedelung – Weiler – Dorf

Das Siedelungsbild, das uns bisher vertraut geworden ist, besteht aus der Einzel-siedelung und dem Weiler. Im 17. Jahrhundert erst tritt dazu, im Zusammenhang mit der Ausbreitung der Weberei und dem Anwachsen der Bevölkerung, als neuer Akzent *das Dorf*. Wenn wir die Jahresdaten der Kirchengründungen im Lande durchgehen, so erstaunt, wie spät die einzelnen Gegenden kirchlich und politisch in ihrem heutigen Rahmen selbständig wurden. Von den 20 appenzellischen Gemeinden sind 13 erst zwischen 1600 und 1750 entstanden. Dörfer, Flecken gab es natürlich schon früher: Herisau, Appenzell oder Trogen sind früh schon als Siedelungsschwerpunkte zu erfassen. Wenn wir aber erfahren, dass beim Dorfbrand von Herisau im Jahre 1559 neben Kirche und Turm weitere 40 Häuser eingäschert wurden, so dass im ganzen Dorf nur noch 4–5 Häuser unversehrt geblieben sind, so wird uns klar, in welchen Grössenordnungen wir uns die Dörfer jener Zeit vorzustellen haben. Aufschlussreich ist auch die Tatsache, dass zur Zeit des Kirchenbaus in einer Reihe von Gemeinden mehrere, doch wohl gleichwertige, kleinere Zentren als Kristallisationskerne für eine Dorfbildung zur Verfügung standen. Das Dorf ist eine späte Ausformung appenzellischen Siedelungswillens; das Dorf- und das Bürgerhaus sind letzte Formen einer reichen Entwicklungsreihe.

Das Dorfhaus

Neue wirtschaftliche und gesellschaftliche Bedürfnisse stehen an seinem Anfang. Die Ausdehnung der Weberei bringt eine Arbeitsteilung ins Land, die bisher nicht notwendig war. Da ist zum Beispiel der An- und Verkauf von Garn für Dritte, der, gegen behördliche Hinderungen, berufsmässig betrieben wird. Noch vor anderen Spezialisten setzen sich diese Garn-Grempler als offensichtlich notwendige Vermittler durch. 1579 schon erwähnt Zellweger für das ganze Land 82 solcher Händler. – 1667 entsteht in Trogen eine lebensfähige Leinwandschau, die zeigt, dass die Ausweitung der Leinenweberei eine Lösung aus der Abhängigkeit vom sanktgallischen Markt gestattet. Für unser Thema ist wichtig: Es wächst langsam eine Bevölkerungsgruppe heran, die nicht mehr aus Selbstversorgern besteht und in der Wahl ihres Wohnplatzes verhältnismässig unabhängig ist. Das steigende Einkommen stärkt die wirtschaftliche Kraft. Damit sind die äusseren Voraussetzungen für einen weiteren Schritt in der Entwicklung unseres Hauses getan. Neue Leute – Grempler, Gewerbler, Kaufleute, Weber – können, wenig beengt durch äussere Bedingungen, um die Kirche zusammenrücken, einen Dorfkern zum Dorf ausweiten. Was gleich bleibt, ist einmal das Baumaterial, dann aber auch der Baumeister! Die Bedürfnisse des Bauherrn sind zum Teil andere, aber doch nicht so anders, dass sie die herkömmliche Bauform hätten sprengen müssen. So entsteht denn im Dorf ein Bau, der dem Weberhaus sehr ähnelt. In einem ständigen, doch wohl nur langsamen Prozess entfaltet sich das Dorfhaus^{18,19} aus den gleichen Elementen wie das Bauern- und das Weberhaus. Der Gewerbler, der Fabrikant oder auch sein Ablage-Verwalter, der Fergger, bedürfen nun allerdings anderer Arbeitsräume. Webkeller sind nur noch zum Teil nötig. Im Erdgeschoss nehmen Lagerräume, Kontore oder auch Farbküchen die Stelle der Wohnräume ein, die in das obere Stockwerk verlegt werden. Ein Treppenhaus führt als Folge wirtschaftlicher und sozialer Besserstellung in einen zweiten Wohnstock hinauf. Das Dach wird der grossen Feuergefahr wegen schon früh mit Ziegeln gedeckt. Die Front ganz vertäfert, das Erdgeschoss zum Teil schon aufgemauert, ragt das Dorfhaus nun recht bald schon zwei bis drei Stockwerke in die Höhe. Einfach im ganzen Baukörper, meist mit Giebelfront, fügt sich das Appenzellerhaus im Dorf zu Gassen, ergänzen sich Gassen zu Quar-

tieren. Aber auch in der neuen Umgebung bewährt sich die Vielheit in der Einheit. Nicht uniform wachsen diese Weiler zum Dorf zusammen. Eigenwille, persönliche Bedürfnisse und materiell beschränkte Möglichkeiten werden von einer alle verpflichtenden Ueberlieferung beherrscht. Die einzige Vorschrift im Landbuch von 1747, das als Gesetzessammlung bis 1833 seine Gültigkeit behielt, sagt uns im Artikel 186: «Es mag ein jeder auf dem Seinigen bauen nach beliben und wohlgefallen, doch den nechst gelegenen Wasser Fuhren ohne schaden.» So einfach war dies — wenn man sich im übrigen im Rahmen des Herkömmlichen bewegte! Schon die Tatsache, dass man das Haus nicht in der gewohnten Süd-Südost-Richtung, sondern nach West oder gar Nordwest orientierte, um vielleicht einen Blick auf die Landstrasse offen zu haben, genügte für den wenig schmeichelhaften Hausnamen «Henderför», d. h. närrisch, verrückt, gestört!

Da und dort stossen wir ausserhalb des Dorfes auf stattliche Appenzellerhäuser — hochragend, reich an Stockwerken und an schön verteilten Fenstergruppen, mit geschweiftem Giebel gar oder weisser Hohlkehle in der Rafenbrugg. Bauernhäuser sind es, aber mit unverkennbar gewerblichem Einschlag. Sie sind ebenfalls in dieser Zeit verwurzelt und zeugen von dem engen Zusammenwirken von Dorf und Land, von Bauer, Weber und Sticker. Immer wieder finden initiative Kräfte den Weg von der «Häämet», die sie geformt hat, ins Gewerbe, in die Industrie, wo die Eigenschaften des Bauern im grösseren Rahmen zu grösserer Wirkung kommen. Diese Häuser weisen, vor allem im Hinterland etwa, noch ein Bauelement auf, das aus dem Toggenburg und aus noch weiter westlich liegenden Gebieten stammt. Es ist das Klebdach! Das Vordach schützt, selbst wenn es weit hinaus reicht, diese hochragende Front nur noch ungenügend. So wird denn über den Fensterreihen auf dreieckigen Böcken ein Schutzdächlein vorgeschoben, das Front und Fenstern zusätzlichen Schutz bietet. In ihrem Ursprung waren diese Böcke organisch mit dem Hauskörper verbunden; bei uns dagegen sind sie in der Regel nur aufgeschraubt¹⁴. Das Eindecken mit Schindeln oder farblich gut abgestimmtem Eternit ist demjenigen mit Ziegeln oder gar Blech nicht nur wegen des Gewichtes vorzuziehen!

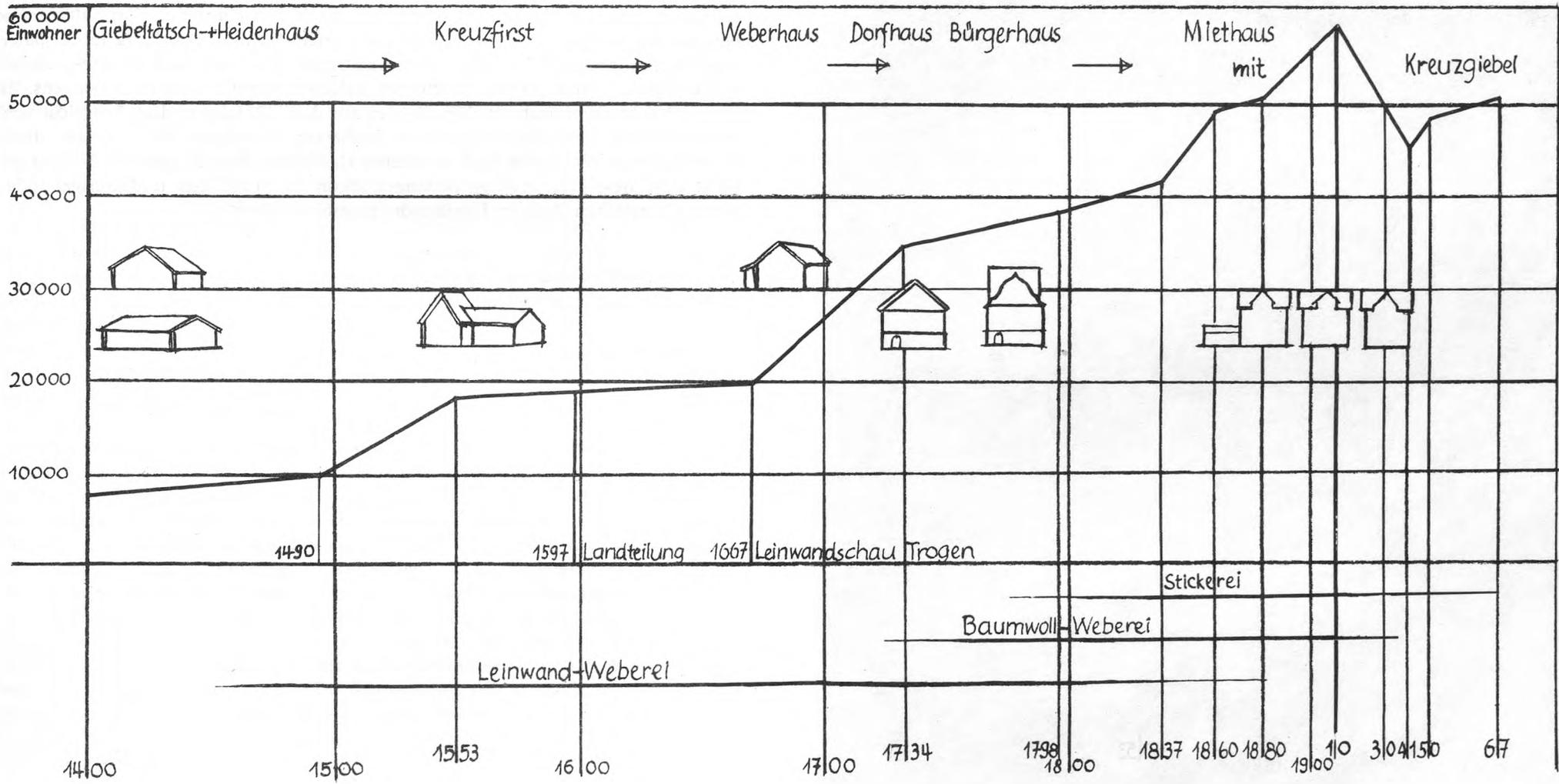
Das Bürgerhaus

Der Beginn des 18. Jahrhunderts bringt nach und nach die Umstellung von der Leinen- zur Baumwollweberei – eine Umstellung, die unmittelbar für die Ansprüche an den Hausbau keine Folgen trägt. Die Jahrzehnte verhältnismässig ungestörter gewerblicher und kaufmännischer Tätigkeit erzeugen aber einen Wohlstand im Land, der sich dann mittelbar im Hausbau äussert. Weitblick, Tüchtigkeit, Wagemut und Glück lassen – im Verein mit der Genügsamkeit und dem Fleiss einer bescheidenen Bevölkerung – eine Vielzahl hablicher Fabrikanten gross werden. Dieser Tatsache nun verdanken wir die Herausbildung des wohl reichsten und ansehnlichsten Typs appenzellischer Bauweise, des Bürgerhauses²⁰. Der politisch und wirtschaftlich Mächtige ist aber derart mit den überlieferten Formen des politischen und sozialen Gefüges verbunden, dass auch der Hausbau sich – von wenigen, wenn auch kräftigen Ausnahmen abgesehen – aus der Tradition heraus ergibt. Dass mit dem Uebergang vom 17. ins 18. Jahrhundert in der Baumeisterfamilie Grubenmann von Teufen und ihrem markantesten Vertreter Joh. Ulrich Grubenmann (1709–1783) Zimmerleute heranwuchsen, die diesen reichen Möglichkeiten Gestalt zu geben verstanden, ist ein Zusammentreffen, das wir nur als glückliche Fügung annehmen können. J. U. Grubenmann wuchs aus einer Zimmermanns-Tradition heraus, die wohl das Dorfhaus geschaffen, in ihrem Wesen aber durchaus bäuerisch und bäuerlich geblieben war. «Hier seht ihr halt einen Bauern!» äusserte er sich einem englischen Besucher gegenüber, der eigens nach Teufen gekommen war, um den berühmten Brückenbauer kennenzulernen. Ohne Pläne, aus reicher Ueberlieferung und Erfahrung heraus, wurden – in schwierigeren Fällen nach Modellen – Kirchen, Brücken und Häuser gebaut. Und so sind auch die Bürgerhäuser entstanden: grösser, höher, reicher und doch nicht weniger appenzellisch als ihre Vorgänger. Zu den alten Elementen gesellt sich als neues der einfache oder der doppelt geschweifte Giebel, der dem Gebäude ein ungemein stattliches Aussehen verleiht. Die Untersicht schwingt mit dem Giebel und führt mit einer Hohlkehle, oft in Gips ausgeformt, in den Hauskörper zurück. Die Front ist hier, wohl schon ganz ursprünglich, in hellem Ton gestrichen: Zum Schutz des Holzes? Der Repräsentation wegen? Um Stein vorzutauschen? Sei dem wie ihm

wolle! Die grosse Frontfläche bedarf, vor allem im unteren Teil, noch einer Betonung der senkrechten Gliederung. Die Strickköpfe, ehemals schmückender Teil in der Front des Bauernhauses, tauchen im Gewande modischer Verkleidung wieder als Pilaster oder einfache Lisenen auf. Gliedernd, verbindend, trennend, sind sie oft durch Farbakzente besonders betont. Waagrecht teilen Gesimse und Fensterdächlein durchgehend die ganze Fläche. Die sechsteiligen Fenster im Wechsel mit den Füllungen und Fassungen des Täfers, oft in feinen Stufen unterschiedlich getönt, ergeben die Feingliederung der Front, die den Betrachter bezaubert. — Das Erdgeschoss war ehemals in vermörtelten «Bachsteinen» aufgeführt. Nun werden Sandsteinquader, in der Regel aus einheimischen Brüchen, zu eindrucklichem Mauerwerk gefügt. Ein oft kunstvoll behauenes, oft gewölbtes Türgericht aus dem gleichen Material fasst die prächtig gearbeitete Türe aus Hartholz; Pforte wäre man fast geneigt zu sagen. Aehnlich gebildete Fenstergerichte sind mit handgeschmiedetem Gitterwerk abgeschlossen. Das Innere wird weiter, kostbarer im Material, reicher in der Ausstattung, im ganzen aber doch nicht wesentlich anders. Vorne Stuben und Kammern, hinten Treppenaufgänge, Dielen, Küche und Abstellräume; unten die Geschäftsräume: Kontor, Lagerräume, Ferggerei. Zuoberst, dort, wo im Bauernhaus die Firstkammer liegt, findet im Bürgerhaus der «Saal» seinen Platz. Hier werden Familienanlässe und Feste in grösserem Kreis gefeiert. — Nicht dass alle diese Bürgerhäuser, wie sie uns vor allem in den mittelländischen Gemeinden noch in grosser Zahl erfreuen, auf diese Grubenmann-Dynastie zurückzuführen sind. Die prächtige Giebelreihe am Dorfplatz in Gais (1781) stammt von Langenegger, der aber mit den Grubenmann verbunden ist. Die geschweifte Dachkonstruktion, die einem Teil dieser Bürgerhäuser eigen ist, lässt sich aber ohne das bahnbrechende Wirken der Grubenmann kaum denken.

Trogen

Es wurde von einer kräftigen Ausnahme in der Ausformung appenzellischer Bauweise gesprochen. Hier ist wohl der Platz, sie kurz zu erörtern und in den Rahmen zu stellen. Trogen! Eine Darstellung von 1750 zeigt uns das Dorf in der Zeit wirtschaftlicher Blüte, der Zeit weltweiter Geschäftsverbindungen der Familie Zellweger, von deren Gedeihen hunderte von Familien abhängen. Es ist ein Dorf, appen-

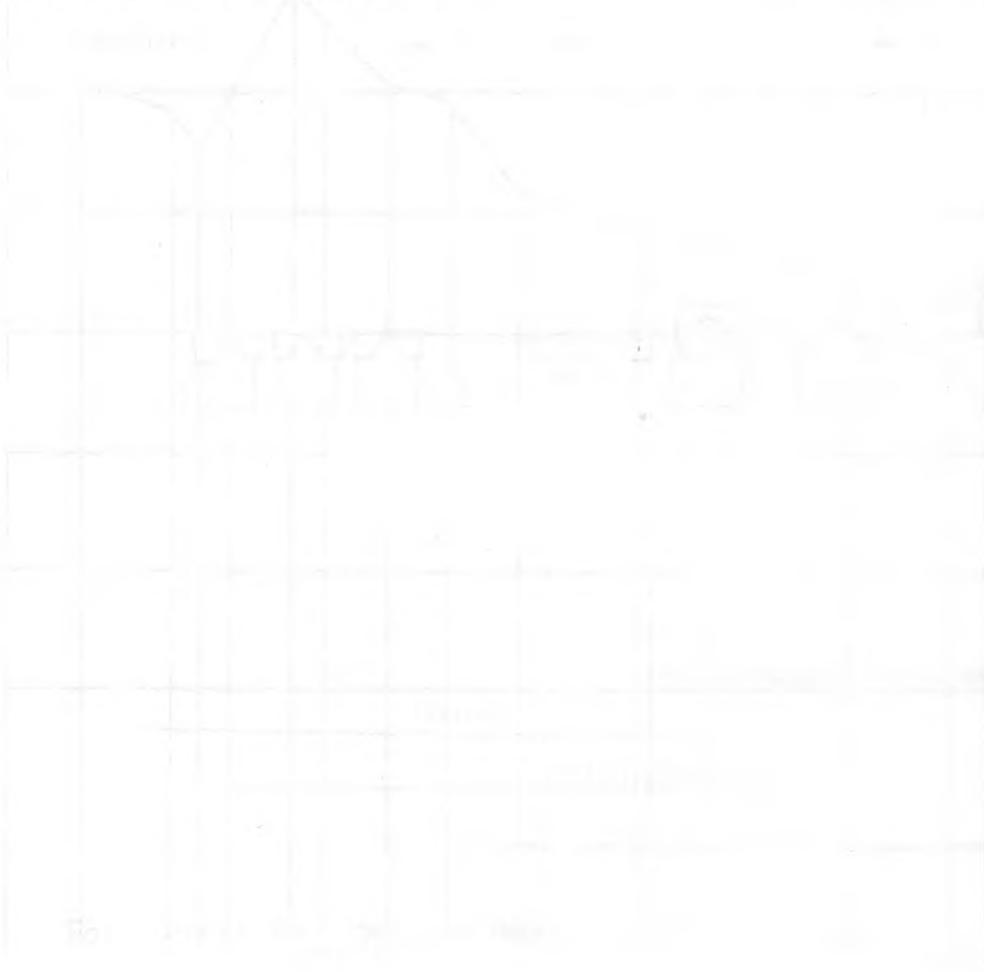


wolle! Die grosse Frontfläche bedarf, vor allem im unteren Teil, noch einer Betonung der senkrechten Gliederung. Die Strickköpfe, ehemals schmückender Teil in der Front des Bauernhauses, tauchen im Gewande modischer Verkleidung wieder als Pilaster oder einfache Lisenen auf. Gliedernd, verbindend, trennend, sind sie oft durch Farbakzente besonders betont. Waagrecht teilen Gesimse und Fensterdächlein durchgehend die ganze Fläche. Die sechsteiligen Fenster im Wechsel mit den Füllungen und Fassungen des Täfers, oft in feinen Stufen unterschiedlich getönt, ergeben die Feingliederung der Front, die den Betrachter bezaubert. — Das Erdgeschoss war ehemals in vermörtelten «Bachsteinen» aufgeführt. Nun werden Sandsteinquader, in der Regel aus einheimischen Brüchen, zu eindrucklichem Mauerwerk gefügt. Ein oft kunstvoll behauenes, oft gewölbtes Türgericht aus dem gleichen Material fasst die prächtig gearbeitete Türe aus Hartholz; Pforte wäre man fast geneigt zu sagen. Ähnlich gebildete Fenstergerichte sind mit handgeschmiedetem Gitterwerk abgeschlossen. Das Innere wird weiter, kostbarer im Material, reicher in der Ausstattung, im ganzen aber doch nicht wesentlich anders. Vorne Stuben und Kammern, hinten Treppenaufgänge, Dielen, Küche und Abstellräume; unten die Geschäftsräume: Kontor, Lagerräume, Ferggerei. Zuoberst, dort, wo im Bauernhaus die Firstkammer liegt, findet im Bürgerhaus der «Saal» seinen Platz. Hier werden Familienanlässe und Feste in grösserem Kreis gefeiert. — Nicht dass alle diese Bürgerhäuser, wie sie uns vor allem in den mittelländischen Gemeinden noch in grosser Zahl erfreuen, auf diese Grubenmann-Dynastie zurückzuführen sind. Die prächtige Giebelreihe am Dorfplatz in Gais (1781) stammt von Langenegger, der aber mit den Grubenmann verbunden ist. Die geschweifete Dachkonstruktion, die einem Teil dieser Bürgerhäuser eigen ist, lässt sich aber ohne das bahnbrechende Wirken der Grubenmann kaum denken.

Trogen

Es wurde von einer kräftigen Ausnahme in der Ausformung appenzellischer Bauweise gesprochen. Hier ist wohl der Platz, sie kurz zu erörtern und in den Rahmen zu stellen. Trogen! Eine Darstellung von 1750 zeigt uns das Dorf in der Zeit wirtschaftlicher Blüte, der Zeit weltweiter Geschäftsverbindungen der Familie Zellweger, von deren Gedeihen hunderte von Familien abhängen. Es ist ein Dorf, appen-

Die Entwicklung der Häusertypen



zellischer kaum zu denken: hölzerne Häuser in verschiedenen Varianten, eine bescheidene, wohlgebaute Kirche und ein einziges Steinhaus! Achtzig Jahre später liegt da, inmitten der appenzellischen Landschaft und Siedelung ein grossgesehener Dorfplatz, umrahmt von mächtigen Palästen fremdländischen Aussehens. Er ist der Ausdruck herrschaftlichen Geistes aus dem 18. Jahrhundert. Losgelöst von appenzellischer Bautradition haben die Bauherren, ihre eigene Welt formend, diese andere geistige Welt offen und in seltener Geschlossenheit dargestellt. Es erstaunt nicht, dass diese Welt in ihren Anfängen schon (1733) mit dem traditionsgebundeneren, bäuerischen Geist im Landhandel zusammenstösst.

Umbruch

Mit der Französischen Revolution wird ein Bruch im sozialen Gefüge, in der geistigen Ordnung und in der Bewältigung der alltäglichen Lebensanforderungen sichtbar, der uns auch in der weiteren Entwicklung unseres Hauses immer deutlicher wird. Nach den Wirren, die dem Land erst politische Gestalt und Lebensform geraubt (1799–1803 Helvetik), nachher die alte Form wiedergegeben, aber einen neuen Geist gepflanzt (1803–1815 Mediation), schliesslich wieder altem Geist und alter Form zum Durchbruch verholfen hatten (1815–1833 Restauration), waren veränderte, alte Formen voll des neuen Geistes nicht mehr aufzuhalten.

Die Stickerei hatte im Gefolge der Baumwollweberei schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Lande Fuss gefasst. Mit der neuen Zeit beginnt sie an Gewicht zu gewinnen. Die Bevölkerungszahl steigt vorerst nur langsam, bewegt sich auf der seit ungefähr 100 Jahren gehaltenen Höhe. Das Maschinenzeitalter aber fängt an, seine Forderungen zu stellen. Und diesen neuen Anforderungen ist der Bauherr und mit ihm der Baumeister, selber aus der Tradition herausgerissen, nur noch zum Teil gewachsen – gewachsen im Sinne einer bruchlosen Weiterführung überlieferter Form. Da und dort zeigen sich Ansätze zu neuer Gestaltung mit alten Elementen. Aber an der Art, wie die Stickmaschine, die im Laufe des Jahrhunderts (ab ca. 1830) in immer grösserer Zahl benötigt, unter Dach und Fach gebracht wird, zeigt sich der nachlassende Einfluss der Ueberlieferung. Nicht mehr das Herkommen diktiert; die sachliche Zweckmässigkeit ist, neben persönlicher Willkür, verpflichtender Massstab. Vom wohleingefügten Sticklokal in einem durch Kreuzfirst stallähnlich verbundenen Anbau bis zum klobig angesetzten, mit Blech abgedeckten, flachdachigen Kubus ist alles zu finden. Dass die Anpassung fabrikähnlicher Bauten an die übernommenen Bauformen wenig Aussicht auf Gelingen haben konnte, ist uns heute klar. – In diese Zeit fällt der Brand von Heiden (1838), der das Dorfzentrum samt der Kirche zerstörte. Innert kurzer Frist wurde eine neue Kirche mit einem neuen Dorfkern gebaut, der in seiner Schlichtheit und Uebersichtlichkeit auch heute noch gefällt. Vergleichen wir diesen Neuaufbau aber mit dem Dorfplatz in Gais, der rund 50 Jahre früher (1781) aus dem gleichen Grund neu umbaut werden musste! Selbst wenn wir in Rechnung stellen, dass in Gais

ein begabter Baumeister (Joh. Konrad Langenegger von Gais, 1749—1818) am Werk war, so spürt jedermann sogleich den Abfall der Formkraft und den Zerfall überlieferter Ordnung.

Uebergang ins Maschinenzeitalter

In der ersten Hälfte des Jahrhunderts wirkt aber trotzdem noch viel Ueberlieferung nach. Es entstehen da und dort Gebäude von guten Proportionen. Mutig wird versucht, alte Elemente beim Neubau zu neuen Zwecken zu verwenden. Da wächst ein Wohnhaus für sechs, acht Familien, das die Tradition mit den neuen Anforderungen verbindet; dort wird ein Stickleokal in zweckmässiger und schöner Weise einem alten Bau ein- oder angefügt. Ja, es gewinnt gar ein neuer Wohnhaustyp Form, der wenigstens einige der alten Elemente in sich schliesst. Es ist ein Haus mit Trauffront, oft mit Kreuzgiebel, ein- oder zweiteilig und in der Front getäfert; die sechszeiligen Fenster werden von Zugläden geschützt. — Aehnliche Bauten entstehen auch grösser und mit kräftigem Walmdach²², unter dem Lichtluken ringsum für Helligkeit im Estrich sorgen und zugleich zur guten Proportion des ganzen Baues beitragen. Es ist kein neuer Höhepunkt, der damit erreicht wird. Der Haustyp steht aber mit seinen vielen appenzellischen Elementen noch durchaus in der Reihe der dargestellten Entwicklung. Am Ende? Zumindest am Ende der hier abbrechenden, selbstverständlich weiterwirkenden Tradition!

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts beginnt die Bevölkerungszahl erneut sprunghaft anzusteigen. Spinnereien, Webereien, Ausrüstereien — kurz: Fabriken bedingen neuen Wohnraum für ihre Arbeiter — Wohnraum, der losgelöst von der Arbeit und dem Arbeitsplatz, einfach ein Dach über dem Kopf bedeutet. Die, die da bauen, werden die Häuser nicht selber bewohnen. Das Kapital, das in diesen Wohnstätten investiert wird, muss Ertrag abwerfen. Die Beziehung zwischen Bauherr, Baumeister und künftigem Bewohner reduziert sich, rein sachlich, auf die Rendite. — Dem entsprechend ist auch die Gestaltung des Baues. Kuben mit Kreuzgiebel sind in Riegelbauweise aufgerichtet, verschalt und mit kleinen, runden Maschinenschindeln gedeckt. Zweistöckig, dreistöckig, ohne individuelle Ausgestaltung, stehen sie noch heute da, zu zweien, zu dreien — in Reihen. — Aehnliches geschieht mit den Stickerhäusern, die mit der wachsenden Bedeutung der

Stickerei-Industrie für die Stickmaschinen und die Sticker gebaut werden. Gleich dem Muster, das der Sticker mit Hilfe des Pantographen dutzendfach in gleicher Ausführung auf den Stickboden zaubert, entstehen auch diese Stickerhäuser in Reihen. Der Sticker ist oder wird vielleicht selber Besitzer. Dem Denken in Kapital und Zins kann aber auch er sich nicht entziehen. Zu sehr ist er mit allen seinen Bedürfnissen schon in die arbeitsteilige Wirtschaft eingespannt.

Das, was in der Bauentwicklung in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts folgt, hat mit Wachstum, das heisst mit langsamer Entfaltung nach innewohnenden Formgesetzen, wenig mehr zu tun. Immer ungebundener verfügt der Mensch über seine Umwelt, über Material und Kräfte; immer willkürlicher wird gestaltet. Auch in unseren Dörfern ist noch heute die veränderte Baugesinnung, die mit dem Abklingen überlieferter Haltung aufkommt, als tiefe Spur zu erkennen. Da stehen sie: Backsteinkuben, Steinbauten, denen man, weil sie selber keine Proportionen aufweisen, die Schönheit in Form von schmückendem Zierat aufgesetzt und angeklebt hat; daneben schäbige, hölzerne Minimal-Behausungen, die auch in der Reihung nicht besser werden; dann die «Kosthäuser» als Symbole kläglichen Versagens mitmenschlicher Haltung. Kurz: Gehversuche einer der Tradition ledigen, von ganz neuen Kräften und Problemen bedrängten Generation.

Erste Besinnung – Heimatschutz

In dieser bewegten, gefährdeten und gefährdenden Zeit wächst das Verständnis für die überlieferte Bauweise, die eine geschlossene und heile Welt ausdrückt, langsam heran. Salomon Schlatter sieht als vielseitig interessierter Baufachmann den Bau in seiner geschichtlichen Entwicklung und seiner sachlichen Eigenart. Seiner Fähigkeit, Schönheit nicht nur zu sehen und zu deuten, sondern sie auch mit feinem Stift zu gestalten und in liebenswürdiger Weise sprachlich zu formen, danken wir viel. In der Zeit seines Wirkens wächst der Heimatschutz heran. Es muss für die Gründer dieser Bewegung schwer gewesen sein, sich gegen eine rein am Rationalen orientierte und dem Schein verpflichtete Baugesinnung durchzusetzen – dieser Gesinnung, die Ausdruck einer alle Gebiete umfassenden Haltung war, des Glaubens nämlich, dass alles Neue, nur weil es eben neu sei, auch besser und schöner sei. Kinder urteilen oft auch so: Neu ist schön, alt ist hässlich! Es ist

schon eine reichere Stufe des Empfindens, wenn einem Kind in einem alten Appenzellerhaus das Urteil entschlüpft: «Ehr hend e wüeschts Hus, aber es isch glich schö!» So galt denn die erste Stufe heimatschützerischen Wirkens dem Sehenmachen, dem Erkennenwollen und als Tat dem Bewahren! In der gleichen Richtung und auf der gleichen Stufe wirken auch alle anderen Bemühungen, die der Erhaltung appenzellischen Kulturgutes, appenzellischer Sprache und appenzellischen Brauchtums dienen: des Dialektes, der Musik, der Trachten, der Alpfahrt, des Sylvesterklausens, des Blochumzugs. Es ist das Bemühen, alte Lebensformen aus einer geschlossenen Gesellschaft in eine neue, voraussetzungslosere Zeit hinüberzuretten. Gilt hier vielleicht: «Seit wir das immer schneller dahinrasende Fahrzeug wissenschaftlichen Fortschritts bestiegen, haben wir nur unserem Verstand erlaubt, sich mitreissen zu lassen, während unsere Seele schon frühzeitig unter lauten Protesten gegen die höllische Maschine abgesprungen ist.» (Gropius). Oder geht es darum, für eine ferne, kommende Zeit Ansätze zu neuen Formen und Entwicklungen zu bewahren?

Schützen muss man Bedrohtes, hier unsere Vorstellung von Heimat – der Heimat, die wir heil weitergeben möchten. Heimat in all ihren Ausprägungen ist aber nicht unveränderlicher Zustand. Schützen kann also hier nie nur den bewahrenden, den musealen Sinn haben. So sehr wir im Bewahren, Sammeln und Ordnen einen Quell tiefer Lebensfreude erkennen, ist doch die Wirkung dieses Tuns als formende Kraft für die Zukunft wenig gewichtig. Der Gedanke des Heimatschutzes gewinnt seinen tiefen Sinn erst in seiner formenden Kraft für die Zukunft!

Die Bedrohung, gegen die sich der Heimatschutz wendet, kommt vom gleichen Menschen, der durch sein Tun die Grundlagen zu wirtschaftlichem Gedeihen legt. Diesen weist keine Ueberlieferung mehr in seine Schranken. Wirtschaftlicher Erfolg war lange Ausweis und Schlüssel zu relativ freiem Schalten und Walten. Mühsam nur werden in Form von Gesetzen und Reglementen neue Verhaltensmassstäbe gesetzt; Häge, die Eigennutz vom Gemeinnutz abgrenzen. Paragraphen und äusserer Zwang müssen das ersetzen, was ehemals Tradition durch inneren Zwang erwirkt hatte. Mit Paragraphen allein aber ist unser Problem nicht zu lösen. Hier abzugrenzen zwischen dem, was durch Gesetz zu regeln, und dem, was

dem Bürger in eigener Verantwortung überlassen werden muss, ist die grosse politische Aufgabe.

Schon sehr früh zeigte sich eine zweite Stufe im Bemühen des Heimatschutzes: Sie galt und gilt dem Umbauen, dem Anpassen des Ueberkommenen an die neuen Bedürfnisse. Schon Schlatter hat sich damit auseinandergesetzt, als er über den neuen Baustoff «Eternit» am Appenzellerhaus und über den Einbau von Ladenlokalen in das Dorfhaus schrieb. Es ist dies ein Bemühen, das von Fall zu Fall in mühsamer Kleinarbeit viel Gutes erreicht und Schönes erhält. Den heutigen raschen Veränderungen aber ist dieses Verfahren nicht mehr gewachsen. Um in die Zukunft zu wirken, gilt es Grundlagen zu schaffen, dank denen ordnend geplant werden kann!

Gegenwart

In einem weitgespannten Bogen haben wir das Wachsen und Werden des Appenzellerhauses verfolgt. Wir haben die Bedingungen und Voraussetzungen dieses Wachstums zu ergründen versucht. Nun gilt es, die Gegenwart zu sehen und die Möglichkeiten der Zukunft abzutasten.

Eines wird auch dem oberflächlichen Betrachter sehr rasch klar: Die Voraussetzungen, die zur Gestaltung des Appenzellerhauses führten, existieren nicht mehr. Die Landwirtschaft ist in einem Umformungsprozess begriffen, dessen Ziel nur sehr schwer zu erkennen ist. Gewiss ist einzig, dass die herkömmliche Struktur nicht weiter beibehalten werden kann.

Die Zahl der Appenzeller, denen die Heimindustrie noch persönliches Erlebnis und Erfahrung ist, wird immer kleiner.

Die heutigen Baumaterialien bilden, rein durch das reiche Angebot, Ansporn zu immer neuen Formen, Versuchen und Anwendungen.

Und wie steht es mit dem Appenzeller, der in einer wechselseitigen Abhängigkeit das Haus geformt hat und von ihm geformt worden ist? Ist er noch der Mensch, wie ihn «Gabriel Rüschi, Doktor der Medizin, des Rathes und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied», um 1835 sah? «Die Hirten bewahren das Bild der ersten Landesbewohner. Sie sehnen sich nach den Alpen, wo sie ein ganz freies Leben führen. Sie kümmern sich wenig um auswärtige Politik, desto mehr um das, was sie selber betrifft. Sie sind muthig, fröhlich, aber meistens roh, ungebildet, leidenschaftlich und zu unruhigen Auftritten geneigt. — Die Arbeiter sind ziemlich fleissig und verhalten sich gewöhnlich ruhig; sie wohnen meistens zur Miete, sind unbeholfen, zur Wohllust, Schwärmerei und Verschwendung geneigt; die Mädchen besonders wenden alles an Flitterstaat. — Die Fabrikanten sind erfinderrisch, thätig, unternehmend, dabei aber sparsam, oft eigennützig, missgünstig und verschlagen in ihrem Beruf. Sie lesen gerne Zeitungen und kannegiessern über Politik. Sie lieben die Reinlichkeit, gute Ordnung und schöne Häuser; meublieren sie öfter mit Luxus, aber mit wenig Geschmack.» — Es dürfte schwierig sein, über das Allgemeinmenschliche hinaus, dieses Bild mit demjenigen der heutigen Landesbewohner zur Deckung zu bringen. Aber auch die Lebensgewohnheiten sind nicht

mehr zu vergleichen. Sitten und Bräuche, ehemals lebendiger Ausdruck von Wesen, Art und Anschauung des Appenzellers, sind über weite Strecken liebevoll gehegte und gepflegte Folklore.

Was aber ist denn an Appenzellischem noch da, das uns an eine Weiterentwicklung, an ein Weiterleben all dieser besonderen Ausprägungen appenzellischen Volkstums glauben lässt? Das Hügelland, die Alpsteinketten im Hintergrund, die Wiesen und Wälder, die Töbel und Gräben formen den Menschen weiter. Der Henderloft, der Regen und Schneewirbel über das Land treibt, der Föhn, der an den Häusern rüttelt und die Wälder zum Rauschen bringt, sind die alten. Der politische Wille, der die vom Schönengrund enger an die von Gais, von Heiden bindet als an den nächsten Nachbarn im Neckertal, lebt und wirkt noch fort. Der Vorderländer, der Mittelländer, der Hinterländer, der an der Landsgemeinde neben mir steht, «steht mir nahe», eben durch diesen gemeinsamen, politischen Willen.

Aus diesen äusseren und inneren Voraussetzungen heraus müssen Lösungen gesucht werden, die den veränderten Verhältnissen Rechnung tragen, ohne dass das lebensfähige Alte mutwillig, unbedacht oder gar leichtfertig zerstört wird.

Alle früheren Aenderungen in Siedelung und Bauweise sind wesentlich Folgen wirtschaftlicher Umstellungen, langsamer Veränderungen, die uns, zumindest im Rückblick, harmonisch gewachsen erscheinen. Umgekehrt: Wirtschaftliche Umformungen rufen Aenderungen in Bauweise und Siedelungsbild. Ehemals war es die Tradition, die die Veränderungen steuerte; heute ist diese Aufgabe dem bewusst gestaltenden Menschen überbunden.

Planung aus der Tradition

An Stelle der Tradition ist heute die Planung getreten. Das Appenzellerland des Jahres 2000 muss heute in den Köpfen der verantwortlichen Politiker als Modellzielbewussten Strebens zumindest in Umrissen gedacht sein. Nicht im Sinne eines festen Planes, nein! Im Sinne einer Leitidee, die bei allem politischen Tun und Entscheiden im Hintergrund mitwirkt.

Hier der Versuch einer solchen Sicht: Das Anwachsen der städtischen Siedelungen, die Bildung ungestalteter Agglomerationen berührt auch unser Land. Im Raume Gossau-Herisau-Winkeln liegt ein Schwerpunkt, der das Hinterland betrifft. Das

Mittelland steht mit Teufen und Speicher schon heute im direkten Strahlungsbereich der Stadt St. Gallen. Die Industriegemeinden am Fusse der vorderländischen Terrasse wirken hinauf in die Gemeinden vor dem Kaien. Was bedeutet das? Die Planung im Appenzellerland ist nur im Rahmen eines Zusammenwirkens mit den anliegenden sanktgallischen Gebieten zu sehen. In welcher Form, auf welchen Gebieten und auf welcher Ebene diese Zusammenarbeit auch geschehen mag — die Appenzellerlandschaft wird wohl in zunehmendem Masse Erholungsraum der Bevölkerung dieser Zentren. Dem muss von beiden Seiten her Rechnung getragen werden.

Die Zentren konzentrierter wirtschaftlicher Tätigkeit mit ihrer geballten finanziellen Kraft haben diese zu Gunsten der ganzen Region einzusetzen.

Eine historische Einblendung: Als um 1400 die Stadt St. Gallen die Möglichkeit hatte, durch entschiedene Haltung die Führung in einer «ostschweizerischen Eidgenossenschaft» zu gewinnen, verpasste sie die Chance aus kleinlicher, krämerischer Haltung heraus. Sie blieb in der Folge politisch während Jahrhunderten auf ihr engstes Stadtgebiet beschränkt!

Es ist zu wünschen, dass heute, wo diese Zusammenarbeit vor einer neuen, bewegten Zukunft steht, die Region sich in einer grosszügigen Haltung des Gebens und Nehmens finde! Der Beitrag, den das Appenzellerland in diese übergeordnete Gemeinschaft mitbringt, besteht neben anderem in einer Landschaft, die als wirklicher Erholungsraum anzusprechen ist. Diese Landschaft, die Landschaft des Appenzellerhauses, zu sehen und zu gestalten, ist unsere Aufgabe und Pflicht.

Die Voraussetzung für eine der Tradition und der Zukunft verpflichtete Planung ist ein Bodenrecht, das die freie Verfügbarkeit des Einzelnen über seinen Grundbesitz einschränkt. Die Zeiten, da ein einziger Artikel im Landbuch genügte, um, im Zusammenwirken mit der zwingenden Ueberlieferung, eine harmonische Besiedelung zu erreichen, sind vorüber.

1874 beschloss die Eidgenossenschaft in der grossen Verfassungsrevision die freie Verfügbarkeit über ein Viertel des produktiven Areals der Schweiz, nämlich den Wald, ganz empfindlich einzuschränken. (Staatswäldungen rund 5 Prozent, Gemeindewäldungen rund 65 Prozent, Privatwäldungen rund 30 Prozent.) Die später folgende Gesetzgebung ordnete die Materie dann so, dass über den Waldbesitz nur

im Hinblick auf den Gemeinnutzen verfügt werden konnte. Die Weitsicht und Klugheit unserer liberalen Vorfahren hat uns vor den üblen Folgen einer nur eigennützigen Bewirtschaftung des Waldes bewahrt.

Im Interesse einer liberalen Entwicklung, die allen, wenn auch beschränkte, Freiheit bietet, ist nun auch die freie Verfügbarkeit über den anderen Teil des Grundbesitzes seines Monopol-Charakters wegen einzuschränken. Jedes Bild, das wir uns vom Raume machen, in dem unsere Nachkommen leben müssen, verlangt es.

Der neue Bauernhof

Der Weberbauer gehört der Geschichte an. Die Verbindung von landwirtschaftlicher Tätigkeit mit industriellem Tun erweist sich bei der Intensität beider Beanspruchungen je länger desto mehr als Ueberbeanspruchung. Der heutige Bauer muss mit seiner Familie vom Ertrag seiner «Häämet» leben; das bedingt einen Viehbestand von 12 bis 15 Stück Grossvieh. Die Lage auf dem Arbeitsmarkt zwingt ihn zur Arbeit mit Maschinen. Die Milchwirtschaft verlangt Durchschnittsleistungen, die dort liegen, wo vor einer Generation noch die Spitzenleistungen lagen. Die Landwirtschaft in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts macht eine Revolution durch, die derjenigen vergleichbar ist, die zu Beginn des letzten Jahrhunderts das Gewerbe traf. Industrielle Methoden, maschinelle Arbeitshilfen, neue Energieträger formen den in mittelalterlichen Traditionen stehenden Bauern zum landwirtschaftlichen Unternehmer. Im Unterland zum Teil schon Wirklichkeit, macht sich dieser Zwang auch im Alpenvorland in zunehmendem Masse bemerkbar. Die Eidgenössische Landwirtschafts-Politik bringt es mit sich, dass auch auf dieser Ebene geplant wird. Es entstehen da und dort Stallgebilde neben und bei appenzellischen Bauernhäusern, die unser Staunen und unsere Neugierde wecken. Treten wir ein!

Die Standplätze des Viehs sind längs angeordnet. Licht und Luft haben damit besseren Zutritt als beim überlieferten Querstall. Ein Ausbau ist bei Vergrösserung des Viehstandes durch Anfügen eines neuen Elementes ohne weiteres möglich. Die Besonnung ist entscheidend besser. Der Heustock liegt nicht mehr über dem Stallstock wie ehemals; er liegt auf gleicher Ebene. Die ungefähr 30 Kubikmeter Rauhfutter, die es pro Grossvieheinheit und Jahr braucht, stehen so direkt bei jedem

Tier zur Verfügung; einzig der Futtergang, so breit, dass neben dem durchfahrenden Grasfuhrwerk noch der Walmen Platz findet, liegt dazwischen.

Stroh, Gerätschaften, Futtermehl finden über dem Stallstock Platz. Das Dach liegt asymmetrisch, denn nur so lässt sich der umbaute Raum auf das Notwendigste beschränken. Im Stall sind Krippe, Standplatz und Schorrgraben aufs genaueste den praktischen Bedürfnissen angepasst. Der Stallgang entspricht in seiner Breite dem, was der Tierarzt bei seiner etwa nötigen Hilfe minimal bedarf. Der Stall für die Jungtiere wird an der Südwand angefügt. Silo, Werkstatt und Maschinen-Unterstand sind ein- oder angebaut und beeinflussen das Gebäude in seiner Gesamtschau nur unwesentlich. Material sind Backstein und Beton für Fundament und Stallstock, Holz für Riegelwerk und Dachstuhl, Well-Eternit für die grossen Dachflächen, hie und da auch für die Wände. Diese Ställe bestehen aus normierten Einheiten, die je nach der Zahl der Standplätze, um jeweils ein Element erweitert werden können. — Solche Ställe finden wir nun schon recht häufig über das ganze Land verstreut. Allein, etwas vom alten Kreuzfirst entfernt, ist er Sinnbild und Ausdruck des nach rationalen Gesichtspunkten planenden Agronomen. Mit dem alten Bauernhaus direkt zusammengebaut, zerstört er mit seiner Grösse und Form unweigerlich jedes Gleichgewicht, jeglichen harmonischen Eindruck. Die zentrale Tatsache aber bleibt bestehen: Der Raum, den der Betrieb benötigt, ist gegenüber früher gewachsen, während der Bedarf an Wohnraum geringer geworden ist.

So bliebe uns denn nichts anderes übrig, als resigniert Kenntnis zu nehmen von der Tatsache, dass das Appenzeller Bauernhaus in seiner gewachsenen Form überholt, den heutigen Anforderungen nicht mehr gewachsen und zum Verschwinden verurteilt ist? Ein Schicksal, das es übrigens mit einer ganzen Reihe historisch gewordener lokaler Bauformen teilen würde. Dem ist zum Glück nicht so! An einigen Orten sind mit viel Geschick und Sachverstand die Elemente der überlieferten Bauweise mit den neuen Anforderungen des Betriebes in Uebereinstimmung gebracht und zu einem neuen Ansatz lokaltypischer Prägung zusammengefügt worden.

Sehen wir uns zwei dieser Beispiele an! Hier eine Hofsanierung²⁵, in die das alte Wohnhaus eingefügt werden musste; dort eine von Grund auf neugestaltete Hofanlage²⁴. Beiden sind verbindende Bauteile eigen, die Haus und Stall einerseits tren-

nen, anderseits verbinden. Es ist hier erkannt worden, dass der mächtigere Stall vom Haus abgesetzt werden muss. So erleben wir auf einer anderen Stufe der Entwicklung eine Rückkehr zur Urform des appenzellischen Gehöftes, in dem Haus und Stall ebenfalls getrennt standen; es ist die Rückkehr zur Zeit vor der Heimindustrie, in der die Bedürfnisse des Bauern allein Einfluss auf die Bauweise ausgeübt haben. Der Kreuzfirst ist auf lange Sicht beim Bauernhaus wohl kaum mehr zu erhalten, weil die Voraussetzungen, die ihn bedingen, einfach nicht mehr vorhanden sind.

Das neue Element, das hier auftaucht, der Verbindungsbau zwischen Haus und Stall, bietet grosse Möglichkeiten zu persönlicher Gestaltung. Es ist ein Element wie geschaffen dazu, der jeweiligen Geländebeschaffenheit, den besonderen Bedürfnissen und auch individuellen Begehren Rechnung zu tragen, ohne dabei die wünschbare Geschlossenheit des einzelnen Gehöftes und der ganzen Besiedelung zu zerstören.

Auch die ursprünglichen Materialien, bereichert durch neuzeitliche Möglichkeiten, helfen diese Geschlossenheit zu erreichen: Holzbauweise; Täferfront für das Haus, Leistenschirm für Stall und Verbindungsteil, dazu alle die kleinen, typischen Merkmale, die auch heute noch praktisch und schön sind: Zugläden, Fensterabwürfe, Ohrenklappen und ähnliches mehr.

Es ist nun nicht zu erwarten, dass die Agronomen und Techniker in Bern oder Brugg, die die neuen betriebswirtschaftlichen Erkenntnisse in Bauanweisungen umsetzen, dabei gerade unsere Landschaft im Auge haben. Ihre Ställe sind eben Bundes-Ställe, von anerkannter, aber unverbindlicher Zweckmässigkeit. Vom Bauherrn oder auch vom Bauhandwerker darf eine Umformung in unsere besondere Bautradition kaum erwartet werden. Darum ist es unumgänglich, dass sich bei uns jemand vom Fach damit auseinandersetzt. Da solche Stall- und Hofsanierungen aber kaum mehr ohne öffentliche Hilfe ausgeführt werden können, ist hier der Ansatzpunkt für schöpferische Leistung zu suchen, die beinahe in jedem Falle notwendig wird. Eine solche Leistung kann aber nur jemand erbringen, der mit den sachlichen Voraussetzungen vertraut ist, der als Baufachmann mögliche Lösungen sehen und in die Wirklichkeit umsetzen kann und schliesslich mit der Ueberlieferung so vertraut ist, dass er über ihre Elemente frei verfügen kann. — Die erfreulichen An-

sätze, die im Bilde sichtbar sind, entstanden unter erschwerten Bedingungen. Diese zu verbessern, ist wieder eine politische Aufgabe. — Die Elemente, Materialien und Bauideen, müssen, wenn die Geschlossenheit des Siedelungsbildes nicht zerstört werden soll, bei sehr weitem Spielraum für den Einzelbau, doch aus gleichen Grundlagen erwachsen. Wirken in dieser Richtung bedeutet Heimatschutz, der in die Zukunft weist, bedeutet schöpferische Tätigkeit «Pro Appenzell».

Vom Bauernhaus zum Wochenendhaus

Die landwirtschaftliche Umstellung birgt aber noch weitere Konsequenzen in sich. «Häämeten», die zur Zeit der Heimindustrie gut und gern ihre Familien ernährten, sind heute zu klein, einer Bauernfamilie ihren Unterhalt zu ermöglichen. Darum werden Liegenschaften zu rentablen Betrieben zusammengelegt. Dass die dadurch freiwerdenden Bauernhäuser für den Bauern eine untragbare Belastung bedeuten, versteht sich. Nicht selten stösst man darum abseits der Fahrstrassen auf Häuser in bedauerndem Zustand: Verlottert, zum Untergang verurteilt, zeugen sie, nur noch vom Reiz zerfallender Schönheit unwittert, von vergangener Weber-Bauernzeit. — Glücklicherweise ist ein anderes Schicksal das weitaus häufigere: Habliche Stadtleute, die hier Wochenende und Ferien verbringen, sind als verständnisvolle neue Besitzer in der Lage, die nötigen Aufwendungen für Erneuerung und Umbau zu leisten. Dass dabei trotz gutem Willen aus Unkenntnis oft Ungeschicklichkeiten passieren, ist bedauerlich: Balkone in der Front eines Appenzellerhauses sind, gelinde gesagt, überflüssig; ein gemauerter Anbau für ein Cheminée ist ein geographischer Irrtum; Gitter- und Kutschenlaternen-Romantik sind doch wohl nur modische Erscheinungen, deren Folgen nach dem Abklingen der Welle leicht wieder wegzuräumen sind; Geweih und Gehörn im Giebel sind kaum mehr als historische Reminiszenz, Zutat, gleich Gartenzwerge auf einer anderen Bewusstseinsstufe²⁹. — Es soll hier grundsätzlich festgehalten werden: Das, was im Innern des Hauses an Aenderung stattfindet, geht nur den Besitzer etwas an! Es ist ihm bei solchem Unterfangen einzig viel geduldige Einsicht zu wünschen. Lösungen, die aus längerer Wohnerschaft zur Sommers- und Winterzeit herauswachsen, sehen meist ganz anders aus als solche, die nach dem Erwerb in der fernen Stadt geplant werden. Ein anderes: Aenderungen in der Einteilung des Hauses bedeuten Ein-

griffe, die kaum mehr rückgängig zu machen sind; bedingen sie das Durchbrechen von Strickwänden oder gar das Herausbrechen neuer Fensteröffnungen, so gilt es doppelt vorsichtig zu sein. Die Stiegenaufgänge, die Vordielen in den oberen Stockwerken, die Firstkammer mit ihrem besonderen Reiz, die Schlüffe auch und die Gangschöpfe sollten nicht ohne zwingende Notwendigkeit angetastet werden. Veränderungen am Aeussern des Hauses dagegen sind auch dem Haus und der Welt gegenüber, aus der es herausgewachsen ist, zu verantworten. Nur behutsam und im Rahmen der überlieferten Elemente und Materialien sollten da Erneuerung und Ergänzung eingefügt werden. Individueller Gestaltungslust sind dabei engste Grenzen gesetzt, will einer nicht schon auf Distanz als unverständiger oder gar protziger Neureicher in Erscheinung treten.

Ferienhäuser – eine Seuche?

Leider ist die Zahl solch überzähliger Bauernhäuser und lediger Weberhöckli nur eine bescheidene. Da der Reiz des voralpinen Hügellandes aber ein sehr grosser und die materielle Basis für eine Zweit-Wohnung für Teile unserer Bevölkerung erreicht ist, hat auch bei uns der Bau von Ferien- und Weekendhäusern, -häuschen und -hütten eingesetzt²⁸. Es ist hier nicht der Platz, die soziologische Seite dieser Erscheinung darzustellen. Hier interessiert sie alleine vom Standpunkt der Besiedelung aus.

Vertritt man die Auffassung, dass das Appenzellerland das Land der grünen Hügel, der Töbel und Gräte, der Wiesen, Weiden und verstreuten Waldstücke, der «Häämeten», der Weiler und geschlossenen Dörfer bleiben soll, so stehen wir hier vor den zentralen Fragen unserer Darstellung. Ihre Beantwortung entscheidet darüber, ob die Bemühungen um die Erhaltung und Entwicklung des Appenzellerhauses in einem grossen Rahmen in die Zukunft weisen, oder ob sie, so gut gemeint wie wirkungslos, in einer ungestalteten Zukunft verebben werden.

Die Einzelsiedelung, der Weiler, das Dorf! Das sind die historischen Formen appenzellischer Siedelungsweise! Mit diesen Formen ist demnach die künftige Ausgestaltung des Hügellandes in einer traditionsverbundenen Weise zu denken. Es sind aber auch die Formen, die mit heutiger Landesplanung ohne Zwang in Uebereinstimmung zu bringen sind.

Als Teil der Streusiedelung nun ist das Ferienhaus nicht tragbar, da hier die überkommene Siedelungsdichte nicht wesentlich überschritten werden darf, sofern das Landschaftsbild erhalten bleiben soll. — Als Bestandteil einer dörflichen Siedelung kann es, seinem Wesen entsprechend, gewiss nur ausnahmsweise gesehen werden. — Blicke also noch der Weiler als Standort dieses neuen Haustypus.

Vergleichen wir einmal die Voraussetzungen und Bedingungen, die zum Wesen eines Weilers gehören, mit denen, die einer Ferienhaus-Siedelung eigen sind:

Der Weiler ³²⁺³³ umfasst eine bescheidene Anzahl, drei bis gegen ein Dutzend Gebäude unterschiedlichen Aussehens und unterschiedlicher Aufgaben. Gemeinsame Bauelemente wirken verbindend. Häufig liegt er in ausgesprochener Nestlage, geschützt vor Wind und Wetter. Die Häuser stehen zusammengerückt, suchen nachbarliche Geborgenheit. Gemeinsame Brunnen, gemeinsamer Weg zwingen zur Zusammenarbeit.

Der Bewohner eines Ferienhauses wünscht dagegen: schöne Aussicht, grossen Umschwung, «ferne Nachbarn», grosse Bewegungsfreiheit. Der Erbauer einer solchen Siedelung wiederum niedrigen Gestehtungspreis, der meist zu schablonisierter Einheitlichkeit führt. Spielt das Finanzielle bei einem solchen Unternehmen eine geringe Rolle, so entstehen leicht Bauten präventiöser Verherrlichung von Bauherr und Architekt.

Diese beiden Motivgruppen sind schlechthin nicht unter ein Dach zu bringen!

Soll die Ferienhaus-Siedelung wie auch jede andere Siedelungsgruppe ausserhalb des eigentlichen Dorfes sich ins Landschaftsbild einfügen, so muss sie, zumindest in der äusseren Gestaltung, den Leitgedanken untergeordnet werden, die dem Wesen des Weilers entsprechen. Gelingt dies nicht, so dürfte bei gleichlaufender Entwicklung die schachbrettartige Belegung der grünen Landschaft bald einmal so dicht sein, dass männiglich die Ferienzeit lieber ausserhalb dieses Gitters planerischer Unfähigkeit verbringen würde. Plätze möglicher neuer Weiler und eine tragbare Dichte ihrer Streuung zu finden, ist Aufgabe schöpferischer Sicht und technischer Einsicht. Losgelöst von persönlichen Interessen zufälliger Grundeigentümer, müsste dabei entschieden werden.

Ausblick

Ausbau der Dörfer

«Für weniger berühmte Stadtteile und Bauten wird es immer schwieriger, die spezifische Atmosphäre zu erhalten, aus der heraus sie ursprünglich geschaffen wurden und ohne die sie heute isoliert erscheinen. Die Sorge um Konservierung an sich sollte uns nicht dazu verführen, leblose, museale Inseln zu schaffen, die nicht vom Leben der Stadt absorbiert werden können. Es gibt keine generelle Antwort auf diese Frage; jeder Fall muss in seinem eigenen Rahmen behandelt werden.» (Gropius). Diese Ueberlegung gilt, wie mir scheint, sehr stark für unsere Dörfer. Ihre heutigen Formen weisen schon derart viele Einsprengsel nicht traditionsgebundener Baugesinnung aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und der Zeit bis 1914 auf, dass sie nur noch in wenigen Partien (ferner in vielen verstreuten Einzelgebäuden) typisches Lokalgepräge aufweisen. Diese Partien aufzuspüren, zu erhalten und einzubetten in neuere Formen, die sie tragen, ist die Aufgabe unserer Zeit. Das kann wohl nur durch öffentlichen Schutz dieser Gebäudegruppen geschehen. Dass diese Lasten auf irgendeine Weise auch öffentlich abgegolten werden müssen, versteht sich. Das muss aber geschehen, bevor durch Verlotterung einzelner Teile das ganze Vorhaben sinnlos wird. Die zahlreichen alleine stehenden Dorf- und Bürgerhäuser appenzellischen Gepräges müssen wir dem Verständnis, der Liebe und der Opferbereitschaft der jeweiligen Besitzer überlassen. Ob eine Verminderung öffentlicher Lasten für den Besitzer einen Anreiz zu bewahrender Pflege böte, liesse sich überlegen. — Daneben aber, und das betrifft die wesentlicheren Teile der Dörfer, gebe man den Gestaltern unserer Zeit Raum und Gelegenheit, in weit gestecktem Rahmen eigene, moderne Auffassung zu formen. Zu vermeiden ist einzig das planlose oder auch geplante Wachsen der Dörfer in die Landschaft hinaus, das Zusammenwachsen von Dorf und Dorf längs der Strassenverbindungen, das Ueberwuchern der Weiler durch das Dorf. Lassen wir die Dörfer lieber in die Höhe wachsen als hinaus in die Landschaft, die Erholungs- und Atemraum für das ganze Volk bleiben muss!

Das hölzerne Appenzellerhaus ist nicht für eine grössere Zahl von Familien gedacht. Wohnblöcke im Stile tradierter Bauformen sind nicht zu denken. Versuche dazu, wie sie zu Beginn des letzten Jahrhunderts gemacht wurden, originell und interessant als Möglichkeit, waren wohl nur unter jenen Verhältnissen möglich²¹⁺²³. Eines aber dürfen wir in diesem Zusammenhang nicht vergessen: Das alte Dorf hat der Jugend Strassen und Plätze, Schlupfwinkel und Gässchen fürs Spiel überlassen. Das appenzellische Dorfhaus mit seinen Dielen bot Spiel-Raum für Kinder ganzer Nachbarschaften. Ausser der Wohnstube ist der Spielplatz aber die eigentliche Heimat der heranwachsenden Jugend. Wohnblöcke ohne reichbemessene Spielflächen sind Erscheinungen ungenügender Baureglements und geringer Einsicht in soziologische Zusammenhänge. Der Spielplatz ist für das Heimatgefühl des Kindes von grösserer Bedeutung als die Erhaltung schöner Strassenzüge und Häusergruppen! Ich meine damit: Heimatschutz erschöpft sich nicht in der Erhaltung ästhetisch überzeugender Gestaltungen vergangener Zeit. Heimat bedeutet eine geformte Umwelt, in der sich der Mensch wohl fühlt, weil er sich darin als Ganzes empfindet, als Teil einer Gemeinschaft, die für ihn einsteht und für die einzustehen auch für ihn ein Bedürfnis ist.

Neue Entwicklungen

Schauen wir nun noch auf das zurück, was seit dem Ersten Weltkrieg an Versuchen geschehen ist, um den einzelnen Appenzellerhaustyp an die Gegebenheiten der neuen Zeit anzupassen. Jedes Tun in dieser Richtung ist hoch zu schätzen, denn nur der Mut zu schöpferischem Unternehmen kann uns neue Impulse bringen. Vielleicht sind da und dort Hinweise für gelungene, neue Entwicklungen zu finden, die weiterführen.

Vom Material her

Da ist einmal der Beton, der dem Architekten eine grossartige Freiheit der Gestaltung eröffnet. Der Versuch, das Appenzellerhaus in Stein und Beton heranwachsen zu lassen, dürfte aber kaum zukunftsweisend sein. Die Formensprache des Holzbaus ist eine andere als die des Betonbaus. Wird das, was ehemals in Holz gedacht und aus Holz gebaut wurde, einfach in Beton umgegossen, so kann man den Möglich-

keiten beider Baustoffe nicht gerecht werden. — Beton oder Backstein kann dort verwendet werden, wo Mauerwerk im Fundament zu ersetzen ist. Schon als Ersatz der Sandsteinquadern im Erdgeschoss des Bürgerhauses ist er ein Eindringling, der einzig der hohen Kosten der Sandsteinausführung wegen verständlich bleibt. In Ausformung und Struktur des Ersatzes sollte dem Rechnung getragen werden.

Der «Eternit» am Appenzellerhaus ist heute kaum mehr wegzudenken. Obwohl der Eternit-Schirm den Reiz des geschindelten nicht annähernd erreicht, ist er als Schirm-Material an Ost-, West- oder Nordwand schon derart eingebürgert, dass er als Tatsache hinzunehmen ist. In der offenen Landschaft sollte man die hellen Töne Weiss, Gelb und Beige vermeiden, da sie schon auf weite Distanz aufdringlich wirken und sich schlecht in das Bild der Landschaft einfügen. Grau und ungefähr in der Grösse und Form der Holzschindeln, passt er sich sehr gut ein. — Eternit in der Front aber ist, sehr milde gesagt, fehl am Platz! Dies nicht nur wegen des unschönen, eintönigen und in seiner Perfektion leblosen Aussehens. Als Wetterschutz tut ja jedes Holz in der durch Südauslage und Vordach geschützten Front den gleichen Dienst. Dagegen ist zu vermuten, dass sich der Holzwurm in der Hitze, die unter dem dichten Eternit-Ueberzug herrscht, im alten Strickholz ausserordentlich wohlfühlt! — In der Regel werden bei solchen Front-Renovationen auch die sechsteiligen Fenster durch ein- bis zweiteilige ersetzt. Wie leblos wirken diese Flächen in einer gestalteten Front! Wenn dazu noch die durchführenden Gesimse und der Katzensteg, die die Front in der Waagrechten gliedern, im weitern die die Senkrechte betonenden Strickköpfe in die Front eingeebnet werden, so hat das Haus jeglichen Reiz verloren. — Als Bedachungsmaterial wiederum hat der Eternit seine unbestreitbaren Vorzüge. Dies besonders, seit er in rotbrauner Tönung und in ziegelähnlicher Form erhältlich ist. Aeltere Dachstühle auf Haus und Stall sind oft der Last eines Ziegeldaches nicht gewachsen; da tritt der Eternit vollwertig an Stelle des Ziegels. Für kleine Weber- und Stickerhöckli mit verhältnismässig grosser Dachfläche, wie auch für Klebdächer in der Front, ist Eternit gar vorzuziehen. — Well-Eternit tritt am neuen Bauernhof als Wand- und Bedachungsmaterial recht häufig in Erscheinung. Bei zurückhaltender Tönung ist er auf dem Dach des modernen Wirtschaftsgebäudes durchaus zu verstehen; Ziegeldächer dürften bei den weiten Dachflächen kaum besser wirken und wären kostenmässig unter-

legen. Helle Eternit-Tafeln dagegen wirken aufdringlich und störend; das fabrikmässig Uniforme herrscht vor und zerstört jede Harmonie am Bau und – was schwerer wiegt – in der Landschaft.

Das gleiche gilt für PVC-Elemente, die da und dort auftauchen. Ihre Farbenfreudigkeit mag kindlicher Undifferenziertheit gefallen; einem halbwegs empfindlichen Auge sind sie schon in kleinen Flächen ein Aergernis.

Blech in allen seinen Artungen auf dem Dach, an Wänden, bei Schöpfen und Garagen hat schon Schlatter sehr deutlich verurteilt. Aber auch hier gilt: Sobald durch Farbe und Tönung, durch Form und Struktur das Einfügen in die Umgebung erreicht werden kann, beschränkt sich das Ungenügen auf den einzelnen Bau; es fällt auf den Urheber und den Besitzer zurück.

Von der Aufgabe her

Kurz nach dem Krieg wurde das Pestalozzidorf geschaffen, das jüngste «Appenzellerdorf»³⁴. Schöne Reihen typischer Appenzellerhäuser bildeten, im Einklang mit dem alten Haus «im Grund», den Anfang. – Beim weiteren Ausbau treten neue Formen auf: Doppelhäuser mit Verbindungsbau, Häuser mit geschindelter Front und anderes mehr. Es ist hier erkannt worden, dass durch Reihung, Häufung und Ballung des Appenzellerhauses eben kein Appenzellerdorf entsteht. Sorgfältige Anpassung an die Aufgabe, an den Standort und an die Umgebung haben hier zu einer geplanten und geformten Siedelung geführt, die sich unauffällig ins Landschaftsbild einfügt. Es zeigt noch ein anderes: Auch moderne Bauformen können sich sehr gut mit dem Ueberlieferten vertragen. Das Flachdach des Hauses auf der höchsten Kuppe ist eine Lösung von überzeugender Klarheit und Schönheit, die dem alten Kreuzfirst reinsten appenzellischer Prägung, der ehemals auf dem «Bühl» gestanden hat, nicht nachsteht. Die letzten Bauten wiederum demonstrieren, dass der Holzbau auch in dieser Umgebung nicht von vornherein einfach für jede Aufgabe geeignet ist! Beispielhaft wirkt diese Siedelung aber bei aller Grosszügigkeit mit ihrer geschlossenen Form. Möge diese Geschlossenheit erhalten bleiben! Auch da sind äussere Gestaltung und innere Haltung nicht zu trennen; beide finden in der Qualität und nicht in der Menge ihren Ausdruck. – Wir haben im Pestalozzidorf darüberhinaus ein Muster möglicher Ausformung neuer appenzellischer Weiler;

besonders überzeugend, weil in der gleichen Landschaft entgegengesetzte Muster von Wohn- und Feriensiedelungen zum Vergleich geradezu herausfordern!

Neben die vielen Appenzellerhäuser, die mancherorts im Land durch verständnisvolle Besitzer erneuert worden sind, treten eine ganze Anzahl Neubauten von gleicher, traditioneller Gediegenheit. — Das Anfügen oder Einbauen einer Garage ist von Fall zu Fall mit «individuellen» Schwierigkeiten verbunden, die auch als solche nur einzeln zu lösen sind. Ursprüngliches Baumaterial, typische Elemente und Berücksichtigung des Geländes verhindern allzu fremde Lösungen.

Ein Versuch, das Appenzellerhaus mit Kreuzfirst als reines Wohnhaus³⁰ in Holz, modern, das heisst bewusst und eigenwillig zu gestalten, sei hier kurz erwähnt: Der Bau wird vom Dach beherrscht, das bis zum Boden reicht. Einem Zelte ähnlich oder auch der Vorstellung, die wir uns von germanischen Grubenhäusern machen, fügt es sich ganz selbstverständlich in die gewählte Landschaft ein. Dies sicher auch dank der treffenden Wahl der Baustoffe! Damit ist aber das Wesentliche, das die Allgemeinheit auch von einem modernen Architekten erwarten muss, erfüllt. Mit den Folgen der baulichen Sonderheiten müssen sich einzig Besitzer und Bewohner näher auseinandersetzen.

Das Appenzellerhaus mit seiner Orientierung gegen Mittag erfüllt einen Anspruch des heutigen Menschen nur ungenügend: das Bedürfnis nach Räumen mit Nachmittags- und Abendbesonnung. Der Anbau einer Loggia im Westen wird daraus verständlich. Wird sie ähnlich wie der Gangschopf dem Weberhaus angefügt, so können schöne und zweckmässige Lösungen entstehen.

Fenster gegen Westen sind dem Appenzellerhaus nicht ganz fremd. Will man aber solche bei einem alten Haus herausbrechen, so braucht es recht viel Verständnis und Geschick, wenn nicht die ganze Seitenansicht darunter leiden soll. Moderne, grosse Fensterflächen beeinträchtigen das Aussehen fast immer und stören die Harmonie.

Neue Zwecke können aber auch neuen Bauformen rufen. Die Bedeutung, die der Tourismus als Quelle wirtschaftlichen Auskommens für Teile unseres Landes hat, zeigt sich auch in Neubauten, die ihm dienen. Der hohe Rang, den altes bäuerliches Kulturgut und Pseudokulturgut in der Wertschätzung unserer Erholung suchenden Zeitgenossen einnimmt, lässt neben der verständnisvollen und zukunfts-

weisenden Arbeit im Sinne unseres Heimatschutzes auch einen Pseudo-Heimatschutz wachsen. Das Trennen beider Haltungen vor dem einzelnen Objekt ist oft nicht leicht und häufig eine Frage des Geschmacks. So seien hier nur einige Unstimmigkeiten, die da und dort am einzelnen Objekt auftreten, als Einsichten oder meinetwegen auch nur als Ansichten dargestellt.

Die gleichzeitige Bewirtung einer grossen Zahl von Gästen braucht Gaststätten von beachtlichen Ausmassen. Das Appenzellerhaus in seinen bescheidenen Dimensionen ist dieser Aufgabe schlechthin nicht gewachsen. Wir können nicht einfach durch Anfügen und Aufstocken den benötigten neuen Raum gewinnen und ein neues Super-Appenzellerhaus schaffen! Selbst wenn wir getreu alle Elemente wie «Strick», Täfer und Zugläden, Fensterabwürfe und Ohrenklappen oder auch ein Täschedach mit einbeziehen, so stimmen diese Teile als Ganzes nicht zusammen. Häuser von diesen Ausmassen sind – wie Gebäude, die technischen Zwecken dienen – im Geiste unserer Zeit zu gestalten und mit der nötigen Behutsamkeit in die Landschaft zu stellen. Möglicherweise liesse sich eine Lösung dieser Aufgabe so versuchen, dass an Stelle des einen, überdimensionierten Gebäudes eine Kombination von mehreren typischen Teilen zu einem zweckmässigen Ganzen träte.

Die Verbindung von Laden, Werkstatt und Lager mit einem Wohnhaus appenzellerischer Prägung als einer Neuschöpfung unserer Zeit ist hoch erfreulich³¹. Die Neigung zu sehr zeitgebundenen, modischen Zutaten könnte dem Ganzen nur abträglich sein. Dem Zug zur touristisch bedingten, «gepflegten» Folklore, die dem Wesen des alten Brauchtums nicht gerecht wird, sollte sich nicht ein ebenso zeitgebundener Zug in der Weiterentwicklung des Appenzellerhauses anfügen.

Das Barockhaus des 18. Jahrhunderts, das Bürgerhaus, wird hoch geschätzt. Vergleichen wir es mit seinesgleichen, sehen wir es gar in Reihung wie am Dorfplatz in Gais²⁶, so entdecken wir, dass keines dem anderen gleicht, jedes aber dem Typus verpflichtet ist. Mit kritischem Auge stehen wir dann vor einer Reihe von Barockgiebeln, die unter ganz anderen sozialen und technischen Voraussetzungen im 20. Jahrhundert entstanden sind.²⁷

«Die Verfestigung und Vertiefung einer neu erfassten Wahrheit, die zur Bildung echter Tradition führt, findet in unserer unruhigen Zeit viel zu selten statt. Ueberraschungseffekte werden über eine geduldige und konsequente Suche nach

grundlegenden Lösungen gestellt, die der Entwicklung, Erweiterung und Wiederholung wert wären.» (Gropius)

Ueberlieferung oder Neugestaltung?

Das war zu Beginn die Fragestellung. Die Antwort, die wir durch alles Schauen und Ueberlegen gewonnen haben, heisst: sowohl als auch! Kein sehr origineller Schluss, zugegeben. Es ist der Schluss jedes Einsichtigen, der erkennt, dass die Welt nicht in revolutionären Weiss-Schwarz-Gegensätzen aufgebaut werden kann, (so kann sie bestenfalls zerstört werden!), sondern nur im Reichtum einer unendlichen Reihe von Grautönen.

Dass mit dem Appenzellerhaus auch die Landschaft gemeint ist, in der es steht, hat sich im Verlauf der Darstellung immer deutlicher gezeigt. Ihre Eigenheiten zu erhalten, ist eine Voraussetzung, ohne die jedes Bemühen um eine weitere Gestaltung appenzellischer Bauweise ihren Sinn verliert.

Die Formung des Siedelungsbildes ist die eigentliche, grosse Aufgabe unserer Zeit. Ohne Einschränkung der persönlichen Verfügungsgewalt – denn das ist die Kehrseite der Verfügungsfreiheit und Verfügungsmacht – über den Grundbesitz, ist sie nicht zu lösen. «Es mag ein jeder auf dem Seinigen bauen nach beliben . . .» gehört der Vergangenheit an.

In einem geordneten Siedelungsraum aber wird die überlieferte Hausform neben anderen ihre Bedeutung behalten und neues Gewicht gewinnen.

Bildteil

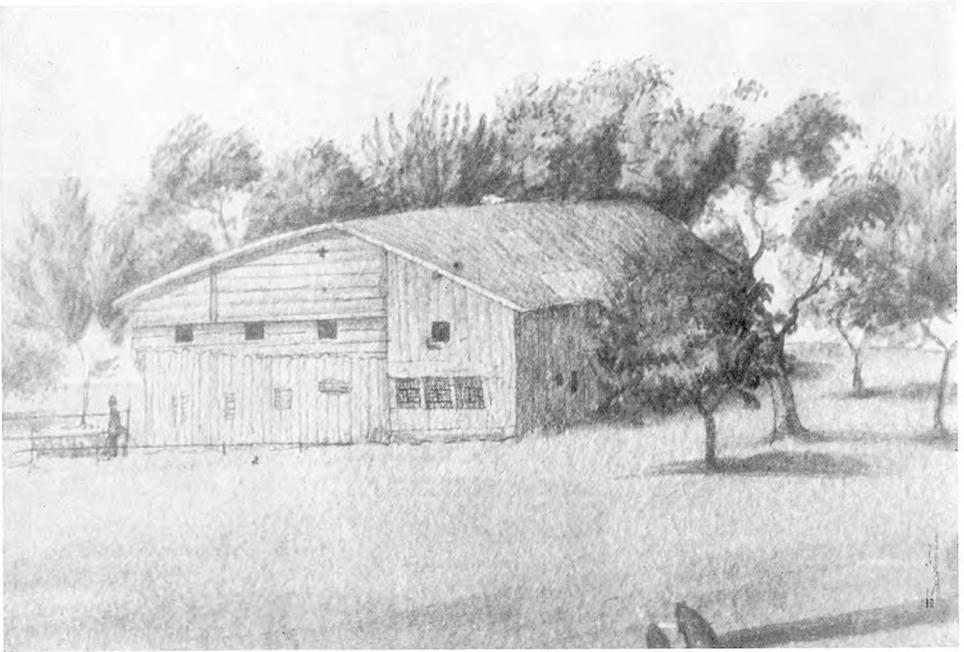


1

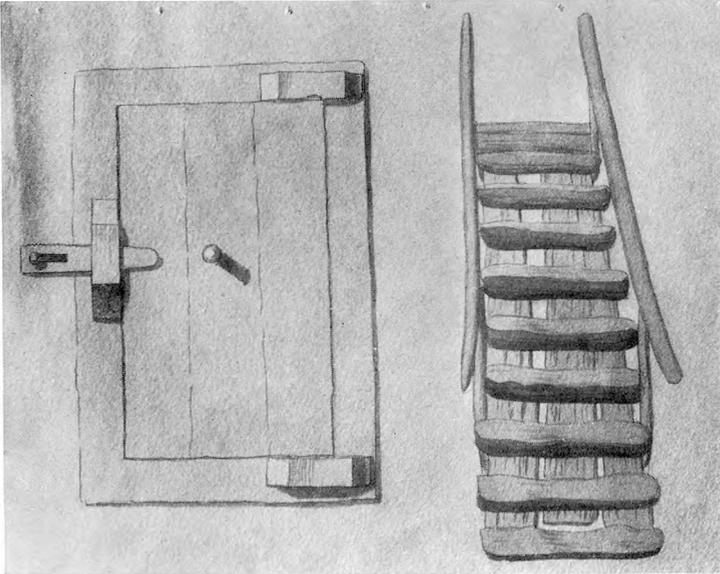
Häuser aus des Luzerners Diebold Schilling Chronik,
15./16. Jahrhundert



2



3



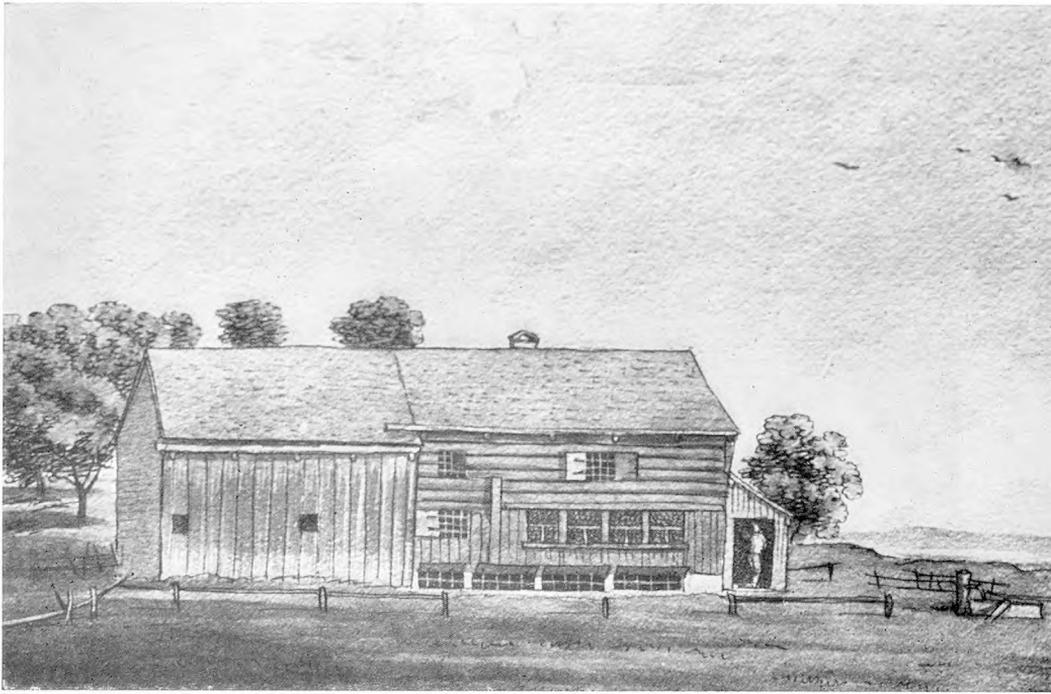
- 4

3
Battenhaus, Teufen
J. U. Fitz, 1819

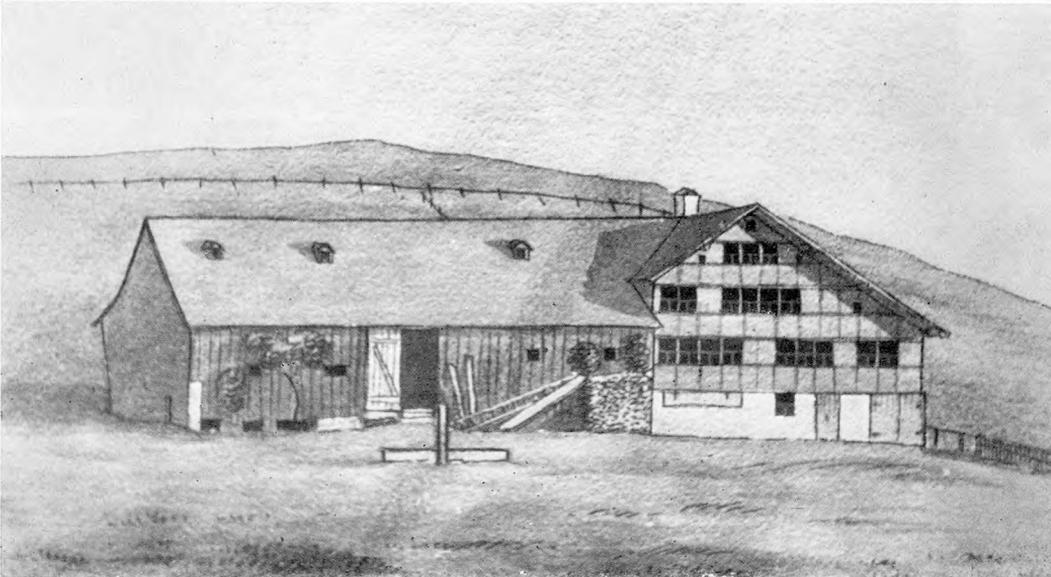
4
Battenhaus Teufen
Treppe und Türe

5
Heidenhaus
Aquarell J. U. Fitz, 1819

6
Kreuzfirst
Aquarell J. U. Fitz, 1819



5



6



7

- 7 Kreuzfirst, Mösli, Herisau
- 8 Giebeltätschhaus, Ballmoos, Gais
- 9 Heidenhaus, Gais



8



9



10

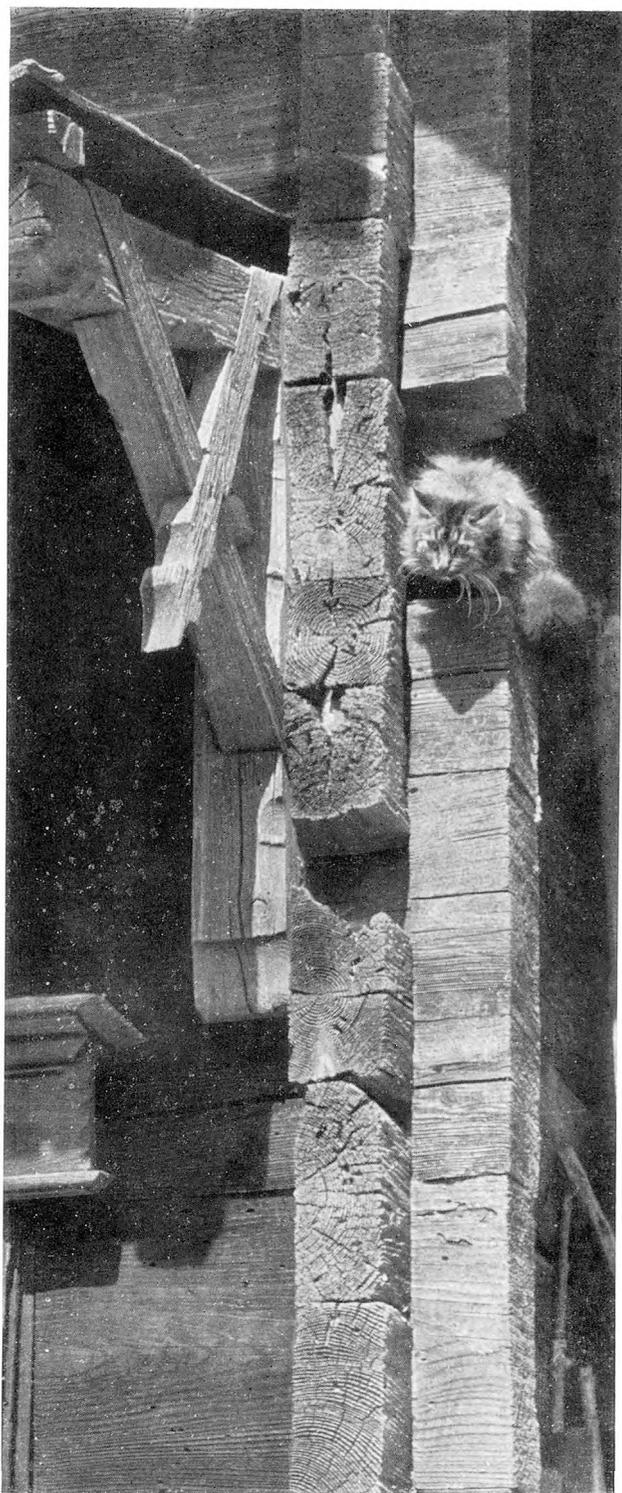


11

10 Weberhaus, Nassenberg, Herisau

11 Kreuzfirst, Rüti, Schwellbrunn







15



15
Einem feinen Netz gleich
überzieht ein Geflecht von
Hägen ...

16
Kreuz- oder Gabelhag

17
Hauseingang, Nord,
Teufen

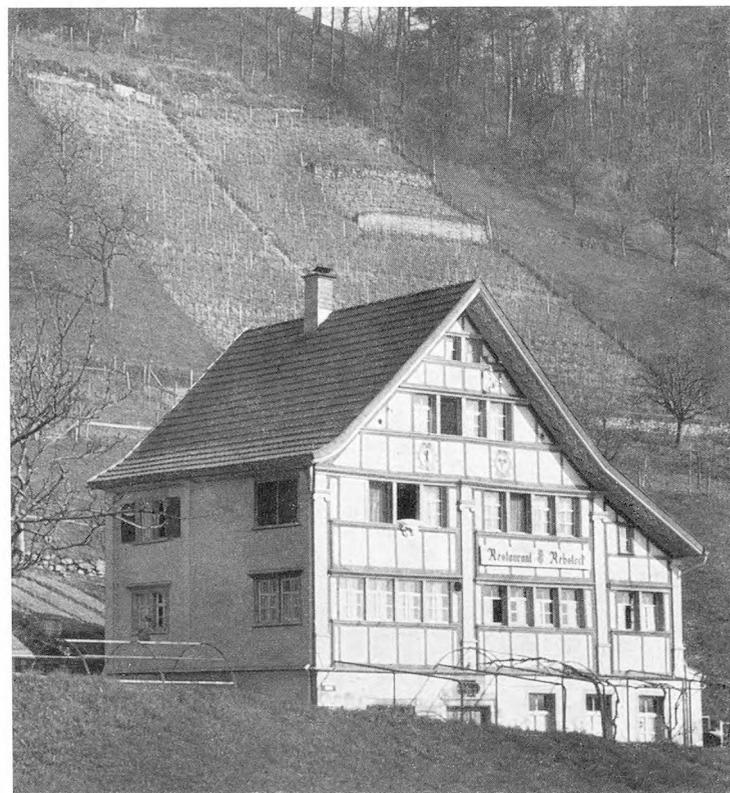
16





18

19



18
Hubstrasse, Herisau

19
Wienacht-Tobel

20
Bürgerhaus
Pfarrhaus, Grub





22

21

- 21 Obere Hub, Herisau
- 22 Hofegg, Herisau
- 23 Bachstrasse, Herisau





24 Neubau eines bäuerlichen Heimwesens Bühl, Bühler



25 Hofsanierung, Horst, Urnäsch



26 Barockgiebel, Gais, 18. Jahrhundert



27 Appenzell, 20. Jahrhundert



28 Ferienhaus-Siedlung, Bild, Walzenhausen

29 Ferienhaus, Wald





30
Wohnhaus mit Kreuzfirst
Wienacht

31
Wohnhaus, Laden und
Werkstatt
Appenzell

30

31





32



33



- 32 Weiler, Schwarzenegg, Grub
- 33 Weiler, Chlingeuech, Rehetobel
- 34 Pestalozzidorf, Trogen

34



Das Appenzellerhaus in der Appenzellersprache

Im Hausinnern

- Vorgang – auch Gangschopf
Gängli – etwa auch Vorchochi
Stobe, älter Gade – Raum
 Feilgade – Kaufladen
 Spezereygade – Handlung
 Spisgade – Vorratskammer
 Milchgade – Milchkeller
 Webgade – Webkeller
Nebetstobe – auch Nebetgade
Chammer – auch Tilechammer, Stobechammer; Kammer über der Stube
Firstchammer – Firststube (Hinterland)
 oberste Kammer unter dem Dach
Vortili (Ez), Vortilene (Mz) – Vorräume vor den Kammern, die durch die leiterähnlichen Treppen verbunden sind; nach NW orientiert
Ruesstili – oberste Diele unter dem Dach; ursprünglich eingebauter Rauchfang über dem Herd
Schloff – Raum unter der Dachschräge neben den verschiedenen Kammern
Estrich – oberster Boden unter dem Dach des Dorf- und Bürgerhauses
Stobefalle, Ofefalle – Ausgang aus der Stube in die Stubenkammer; in der Regel beim Ofen

In der Küche

- Chemmfalle – Falle über der Feuerstelle, die den Kaminaufgang abschliesst; vom Kaminfeger benützt
Chemmischooß – weiter Rauchfang über der Herdstelle; durch die Chemmfalle abgeschlossen

- Etterchemmi, Gertelchemmi, Ruetechemmi – Rauchfang aus Ruten geflochten; innen und aussen mit Lehm verputzt
Fürstatt – offene Feuerstelle; ursprünglich auch Haushalt
Fürwand – gemauerter Abschluss von Feuer- oder Herdstelle gegen die brennbaren Hausteile
Ofehafe – offenes, in den Ofen eingelassenes Becken aus Metall, in dem Speisen und Wasser warm gehalten wurden; ein Vorgänger des Wasserschiffes im Kachelofen
Ofebrogg – steinernes oder hölzernes Postament, auf dem der Ofen in der Stube steht
Schafräti – Vorrats- und Speiseschrank
Rund um das Wasser
Bronnestobe – Schacht zur Quellfassung
Tüchel – hölzerne Wasserleitungsröhre
Tüchelnäpper – langhalsiger Bohrer, mit dem diese Röhren von Hand gebohrt wurden
Tüchelbohrer – Mann, der diese Arbeit besorgte
Tüchelroos-Weiher, in dem diese Röhren vor dem Leckwerden, dem «Verlechen» geschützt wurden
Röhrestock – senkrecht aus dem Boden steigende Röhre, die das Wasser zur waagrechten Brunnenröhre führt
Bronnesul – hölzerne Umfassung des Röhrestocks; oft auch Bronnestock
Tälstock – unterirdische Verzweigung einer Wasserleitung, von der aus das Wasser verschiedenen Brunnen zugeführt wird;

oberirdisch als senkrechte, verbundene Röhren erkennbar
Lueg – Röhrenstück, das senkrecht in den Boden gesteckt, den unterirdischen Verlauf einer Wasserleitung markiert
Fergge, Ferggel – Schüttstein in der Küche; zu fergge, fertigen, abfertigen
Chopfergelte ond Chätzi – Wassergelte und Schöpfer auf der Küchenbank in der Zeit, da das Wasser vom Brunnen geholt werden musste
Sörpfe, Sörpfel, Strömpfel – Ablauf und Ueberlaufrohre im Brunnentrog
Pfätti (Ez), Pfättene (Mz) – Dachrinne; ursprünglich ein halber, hölzerner Tüchel
s Atrauf – Ort, wo das Regenwasser aus der Dachrinne auf den Boden aufschlägt; mit runden Bollensteinen ausgelegt

In der Stube

Buffert – zwei übereinander eingebaute Schrankreihen mit in der Mitte offenem Teil als Abstellplatz; meist in Verbindung mit ganzen Schränken; im offenen Mittelteil etwa kleine Schubladen oder Gestelle. Dazu häufig sichtbar eingefügt:
Handgiessli – Wasserbehälter aus Zinn
Handbecki – kupfernes Becken unter dessen kleinem Hahn
Handbeckiring – messingener Träger dieses Beckens
Feschterbank – festeingebaute Bank unter der ganzen Fensterfront
Bankloch – Loch in der Bank, in dem der lange Stab des Spinnrockens Halt fand; banklöchle = mariglen, lachenderweise plagen
Züche — Schublade, darin das Besteck, etwa auch das Brot versorgt sind; daher auch — Brotzüche

Schragetisch – Schiefertisch mit schiefstehenden Beinen, die durch Fussleisten verbunden sind
Zitli – alte Wanduhr: Zitlimacher – Mann, der die hölzernen oder eisernen Werke reparierte
Läuferli, Läuferterli – Schiebefensterchen
Hornaff – kleines Dreiecklein aus Glas (ursprünglich Horn?), das den Raum zwischen den runden Butzenscheiben ausfüllte
Wandgutsche – in einer Wandvertiefung angebrachtes Lager

Im Stall

Melster – kleiner Melkstall auf der Alp
Gemmerli – kleines Gaden; Weidstall
Maser – Milchkeller in der Alphütte
Vorbrogg, die hender Vorbrogg – Quergang vor Stall und Kleinviehstall; nach aussen mit einem Leistenschirm abgeschlossen
Brogg – Standplatz der Kühe
Striichbrogg, Fletschlig – auch Strichel, Strichtil; Stallgang hinter den Standplätzen; Schorrgrabe
Tenn – weiter Gang zwischen Gross- und Kleinviehstall; wird erreicht durch das Tennstor
Zenggele – offener Raum über der Vorbrogg; Lagerraum für Streue, Stroh oder Holz
Heustock – Platz über dem Stallstock
Heutili – kleine Bühne über der Tenne
Heubrögi unter dem Dach, von der aus nach beiden Seiten die Heubürden auf die Heustöcke geworfen werden
Brögiesel – Querbalken an der Heutili, an dem die Heuleiter lehnt

Chatzeband – Längsbalken auf der Höhe der Heudiele, der diese längs dem Stallstock mit dem oberen Rand der Schwemmi verbindet
Schwemmi – die aus Schwarten gebildete durchbrochene, senkrechte Wand zwischen Heustock und Zenggele
Stiig – Behälter im Stall für Jungtiere
Mehlrote – Trog für Futtermehl; oft alte Schnitztröge

Aussen an Haus und Stall

e zwäfachs Hus – ein Doppelhaus
Vorschutz, Fürschutz – Klebdach über den Fensterzeilen; auch Fürschopf
Immegstell – Gestell in der Front für Bienenkörbe
Stroussgstell – ebenso für Blumenstöcke
Fellade – Zugladen; nach oben oder unten versenkbar
Schlaglade – seitwärts ausschlagend, in Hauchen laufend
Klapplade – von unten in die Höhe zu spreizen
Rafebrogg, Fellbrogg, Tachhimmel – Untersicht des Vordaches
Mögel, Nögel – Kopf beim Kopfstrick; Nöggel
Chatzesteg – über den Fensterzeilen hinstreichendes Schutzdächlein
Sell – Türschwelle
Hauche – Türangel
d Zocke (f) – Einrichtung, oft versteckt, um mittels Schnur oder Draht von aussen her einen «Türriegel» zu heben und damit die Türe zu öffnen
Bhenkt – Türbeschläge; Klobenband, das Gegenstück zum Hauche

Tachschooss – Winkelkante, in der, konkav, zwei Dachflächen zusammenstossen
Kreuzfirst – Haus und Stall zusammengebaut, wobei die beiden Firste senkrecht zu einander stehen
Kreuzgiebel – Häuser, bei denen sich zwei Firste senkrecht kreuzen
Ibender – oberster Balken einer Strick- oder Riegelwand
Schwell – Gegenstück direkt beim Fundament
Trauflatte, Fortlatte – senkrechte Latte hinter der Dachrinne
Guggeere – Dachöffnung, Dachnase
Schild, Wetterschild – in die Front vortretende Seitenwand, die oben in der Regel so weit wie das Vordach hinausragt
Törgricht, Feschtergricht – Tür- resp. Fenstereinfassung
Chuder – Abfall bei der Herstellung von Garn; Werg
Grempler – Händler; Garnrempler; Molkgrempler
Ghüsi – Hausmann, Häusler; Mietmann

Auf der Wiese

Acker – Wiese
Lebhag, Studhag, Hagmol – Hecke
Scheiehag – Staketenzaun
Stapfete, Stäpfetli – Hagübergang mit Tritt
Trülli – Hagdurchgang mit Drehkreuz
Rigle – bewegliche Lattensperre bei einem Hagdurchgang
Chrüzhag – X-Hag
landrechtlicher Hag – dreilättiger Hag
Etterhag – aus Ruten geflochtener Hag

Sprichwörter seiner Bewohner

S Hus verlürt nütz!

Wems Glöck wohl will, dem chalberet de Holzschlegel i de Ruesstili!

De Loser a de Wand hört sini äge Schand!

De Loser a de Tör hört als henderför!

Wenn de Schlegel ab isch, will i de Stil gad au noiwerfe!

Neui Bese förbid wohl, die alte wessid d Winkel wohl!

Bi dem isch d Schnuer oss em Rädli!

Er isch en Tökter för die Gsonde, helf Gott de Chranke!

Wer met fuule Vögel flügt, werd met fuule gfange!

Hesch gmänt chönsch gad säge Täller ond denn heisch e Worscht!

Es mos en jedere met siner Huut selber i d Gerbi!

Wo s di nüd brennt, do blos nüd!

Lieber nütz, as schlecht näbes!

Heb Gott vor Auge ond s Brod im Sack ond de Choch vor em Ofeloch!

Di alte Wiiber send de junge Manne Chüechlipfanne!

Nütz ha isch e rüebig Ding!

Isch besser, me werf emme Hond e Stock Brod i d Schnorre, as das er em biisst!

Z lötzeln ond z viel, vederbt als Spiil!

So isch i de Welt, der eint hed de Seckel ond de ander s Gelt!

Bim Werde ond Sterbe ond bim Hürote chamme nüd späre!

Au de Hebrecht hed scho möse zroggese!

Au de Sorgha isch scho d Stege n abkeit!

Wer si Wiib schlot, macht ere drei Fiirtig, si selv aber drei Faschtäg!

I säg nüd, dass en Schelm seiischt, aber wenn s en sueg, wor ems sofort globe!

Wendungen — Redensarten

S guet Geld zom fuule legge

S Chöpfli ob em Huet ommeträge

De Nützmaa — der Taugenichts

De Guetgñue — der Lückenbüßer

De Henderschigraad — der Tugendbold

De Chanals — der Tausendkünstler

Literatur-Hinweise

Sprache

- | | | |
|-----------------|--|---------------------------|
| St. Sonderegger | «Der Alpstein im Lichte der Bergnamengebung» | Schläpfer, Herisau 1967 |
| St. Sonderegger | «Orts- und Flurnamen des Landes Appenzell» | Huber, Frauenfeld 1958 |
| T. Tobler | «Appenzellischer Sprachschatz» | Orell Füssli, Zürich 1837 |

Geschichte

- | | | |
|---------------------------|--|---------------------------|
| — | «Landbuch des Kantons Appenzell-Ausserrhoden» | Sturzenegger, Trogen 1828 |
| H. Lehmann | «Die gute alte Zeit» | Zahn, Neuenburg |
| G. Rüschi | «Der Kanton Appenzell» | Huber, St. Gallen 1835 |
| J. H. Tobler | «Regenten- und Landesgeschichte» | Trogen 1813 |
| Schläpfer, Fischer, Stark | «Appenzeller Geschichte» | Schoop, Urnäsch 1964 |
| G. Walser | «Neue Appenzeller-Chronick» | Weniger, St. Gallen 1740 |
| J. C. Zellweger | «Geschichte des Appenzellervolkes» (3 Bd.) | Meyer, Trogen 1830–1840 |
| H. W. Ackermann | «Beiträge zur Verfassungsgeschichte des Appenzellerlandes» Diss. | Schläpfer, Herisau 1953 |

Architektur

- | | | |
|-----------------------------|--|-----------------------|
| Baeschlin, Bühler, Gschwend | «Wegleitung für die Aufnahme bäuerlicher Hausformen . . .» | Krebs, Basel 1948 |
| W. Gropius | «Tradition und Kontinuität» | «Der Monat» Juli 1965 |

A. Mitscherlich	«Die Unwirtlichkeit unserer Städte»	Edition Suhrkamp 1965
M. Gschwend	«Bauten und Siedlungsbilder im Appenzellerland»	«Heimatschutz» Mai 1968
J. Hunziker + Jetzler	«Das Schweizerhaus» Bd. III, V und VI	1905
J. Killer	«Die Werke der Baumeister Grubenmann»	Leemann, Zürich 1959
W. Muschg und M. Hürlimann	«Die Schweizerchroniken des 15. und 16. Jahrhunderts»	Atlantis, Zürich 1941
A. Ott	«Die Siedelungs-Verhältnisse beider Appenzell» (Diss.)	Zürich 1915
S. Schlatter	«Das Appenzellerhaus und seine Schönheiten»	App. A. Rh. Heimatschutz 1944
S. Schlatter	«Unsere Heimstätten, wie sie waren und wurden»	Historischer Verein St. Gallen 1907 Fehr, St. Gallen
E. Suhner	«Bauten und Siedlungsbilder im Kanton Appenzell A. Rh.»	App. A. Rh. Heimatschutz 1968
O. Zellweger	«Der Dorfplatz in Trogen»	Meili, Trogen 1954
J. Zemp	«Die Schweizer Bilderchroniken und ihre Architekturdarstellungen»	1897

Fotos von Hans Meier, Herisau

Zeichnungen von Walter Frei, Herisau

Inhaltsübersicht	Seite
Einführung	5
Besiedelung	6
Erste Wohnstätten	8
Früheste Haustypen	9
Das Tätschhaus mit Giebelfront — das Landenhaus	11
Das Tätschhaus mit Trauffront — das «Heidenhaus»	14
Vom Baumaterial	18
Spuren in den Bilderchroniken des 15. und 16. Jahrhunderts	20
Eigenständige Entwicklungen	21
Der Kreuzfirst	21
Das Weberhaus	23
Bauliche Einzelheiten	26
Fenster	26
Läden	28
Rückseite	30
Dächer	32
Häge und Hecken	34
Einzelsiedelung — Weiler — Dorf	36
Das Dorfhaus	37
Das Bürgerhaus	39
Trogen	40
Umbruch	43
Uebergang ins Maschinenzeitalter	44
Erste Besinnung — Heimatschutz	45

Gegenwart	48
Planung aus der Tradition	49
Der neue Bauernhof	51
Vom Bauernhaus zum Wochenendhaus	54
Ferienhäuser – eine Seuche?	55
Ausblick	57
Ausbau der Dörfer	57
Neue Entwicklungen	58
Vom Material her	58
Von der Aufgabe her	60
Ueberlieferung oder Neugestaltung?	63
Bildteil	64
Das Appenzellerhaus in der Appenzellersprache	89
Wörter	89
Sprichwörter	92
Literatur-Hinweise	93

In der Schriftenreihe «Das Land Appenzell» sind erschienen:

Heinrich Altherr:	Die Sprache des Appenzeller Volkes Erzählig: De goldig Schlössel	1
Hans Heierli/Theo Kempf:	Bau und Entstehung des Alpsteins	2
Walter Schläpfer:	Die Landsgemeinde von Appenzell-Ausserrhoden	3
Rudolf Widmer:	Die Pflanzenwelt des Appenzellerlandes	4
Hans Schläpfer/Walter Koller:	Appenzeller Volksmusik	5
Stefan Sonderegger:	Der Alpstein im Lichte der Bergnamengebung	6/7
Hans Meier:	Das Appenzellerhaus	8/9
Jakob Altherr:	Johann Ulrich Fitzi 1798—1855	10
Emil Walser:	Die appenzellischen Gewässer	11

Weitere Hefte in Vorbereitung

Der Verlag Appenzeller Hefte, anlässlich der 450-Jahrfeier beider Appenzell 1963 gegründet, verfolgt mit der Herausgabe der Schriftenreihe «Das Land Appenzell» einen ideellen Zweck. Er will damit zur Kenntnis von Land und Volk am Säntis beitragen.

Unsere Bestrebungen werden unterstützt u. a. durch die Regierung des Kantons Appenzell A. Rh., durch die Standeskommission von Appenzell I. Rh., durch den Appenzellischen Heimatschutz, durch die staatsbürgerliche Arbeitsgemeinschaft beider Appenzell, durch die Appenzellische Naturwissenschaftliche Gesellschaft und durch die Appenzell-Ausserrhodische Kantonalbank.

